

Sprachgeschichte als Kulturgeschichte

Herausgegeben

von

Andreas Gardt

Ulrike Haß-Zumkehr

Thorsten Roelcke

Walter de Gruyter · Berlin · New York

1999

Veranstaltet in Verbindung mit dem
Internationalen Wissenschaftsforum der Universität Heidelberg
und gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft

© Gedruckt auf säurefreiem Papier,
das die US-ANSI-Norm über Haltbarkeit erfüllt.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Sprachgeschichte als Kulturgeschichte / hrsg. von Andreas Gardt
... – Berlin ; New York : de Gruyter, 1999
(Studia linguistica Germanica ; 54)
ISBN 3-11-016373-X

© Copyright 1999 by Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, D-10785 Berlin
Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung
außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages
unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikro-
verfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

Druck: Werner Hildebrand, Berlin

Buchbinderische Verarbeitung: Lüderitz & Bauer-GmbH, Berlin

Vilmos Ágel (Budapest)

Grammatik und Kulturgeschichte Die *raison graphique* am Beispiel der Epistemik

was die Schrift betrifft, fehlt im allgemeinen das
Problembewußtsein dafür, daß Denk- und Sprach-
strukturen nicht nur von den Inhalten, sondern
auch von den Medien der Vermittlung geprägt werden
Angela Reiss

Nous vivons dans une société graphématisée
Sylvain Auroux

Unser Verständnis von Sprache vom
chirographischen und typographischen
Vorurteil zu befreien, ist vielleicht
schwieriger, als wir es uns vorstellen können
Walter J. Ong

0. Einleitung
1. Theoretische und methodische Vorüberlegungen
 - 1.1 Grammatik – eine literale Idee
 - 1.2 Woher kommt das Klischee der ‚kulturlosen‘ Grammatik?
 - 1.3 Anmerkungen zur Methode
2. Epistemifizierung und Kulturgeschichte
 - 2.1 Zur Epistemik und zur Epistemifizierung
 - 2.2 Epistemische Modalwörter
 - 2.3 Epistemischer Gebrauch von Modalverben
 - 2.4 Assertive Sprechaktverben
 - 2.5 Epistemifizierung und Literalisierung
3. Spekulationen über Kausalkonnektoren und Genitivrückgang
4. Die ‚Macht‘ der Alphabetkultur
5. Literatur

0. Einleitung

Indem sie in ihrem Begleitbrief zur Tagungseinladung zwei mögliche Lesarten des Themas ‚Grammatik und Kulturgeschichte‘ formulieren, deuten Andreas Gardt, Ulrike Haß-Zumkehr und Thorsten Roelcke sogleich eine Fülle von theoretischen und methodologischen Problemen an:

Wenn die Grammatikographie keine positivistische ‚Faktenwissenschaft‘ ist, die die grammatischen Spezifika einfach vorfindet und dann hinschreibt, sondern wenn sie ihren Gegenstand konstruiert, dann müssen diese Konstruktionen nach irgendwelchen Kriterien verlaufen, d.h. es muß irgendeinen Grund geben, warum in einem jeweiligen Falle gerade diese und nicht irgendeine andere Grammatik geschrieben wird. Diese Kriterien können nur entweder biologisch-anthropologisch bedingt (und damit mehr oder weniger Konstanten) oder aber kulturell bedingt sein. Falls letzteres zutrifft, müßten sich doch Einflüsse kultureller [...] Entwicklung auf die Grammatikschreibung aufzeigen lassen. Von der Perspektive der Grammatik (also nicht der *Grammatikschreibung*) aus betrachtet würde die Frage lauten: Wo und wie spiegelt sich Kulturelles in der Grammatik? Daß sich Kulturelles im Wortschatz spiegelt, ist eine Binsenweisheit, aber in der Grammatik...?

Ausgehend von diesen Gedanken ließen sich mindestens folgende Fragen (=F) bzw. Probleme formulieren:

(F1) Was ist Grammatik bzw. wovon reden wir überhaupt, wenn wir beispielsweise von der deutschen Grammatik reden?

(F2) Was ist Grammatikschreibung bzw. wovon reden wir überhaupt, wenn wir beispielsweise von der deutschen Grammatikschreibung und davon getrennt von der deutschen Grammatik, die durch jene beschrieben wird, reden?

(F3) Ist die Konstruktion der Grammatik biologisch-anthropologisch und/oder kulturell bedingt?

(F4) Ist der Prozeß der Grammatikschreibung biologisch-anthropologisch und/oder kulturell bedingt?

(F5) Woher kommt überhaupt das Klischee, daß sich Kulturgeschichte und Lexikgeschichte problemlos verbinden lassen, nicht aber Kulturgeschichte und Grammatikgeschichte? Denn in der Tat wird die Vorstellung, daß Grammatik irgendetwas mit Kultur zu tun haben könnte, von vielen Hard-core-Linguisten als abenteuerlich, verrückt, ja schlicht als unseriös abgelehnt.

Mit diesen und verwandten Problemen könnte man sich natürlich lange auseinandersetzen, man könnte kluge und kühne Thesen und Hypothesen formulieren, ja Theorien entwickeln und auf diese Weise dem eigentlichen Anlaß zur Tagungseinladung elegant aus dem Wege gehen. Denn der eigentliche Grund, warum die Organisatoren beim Thema ‚Grammatik und Kulturgeschichte‘ an mich gedacht haben, wird klarerweise in den letzten beiden zitierten Sätzen formuliert:

Wo und wie spiegelt sich Kulturelles in der Grammatik? Daß sich Kulturelles im Wortschatz spiegelt, ist eine Binsenweisheit, aber in der Grammatik...?

Meine Hauptaufgabe ist demnach die Beantwortung der dritten Frage, d.h., ich soll über die direkten oder indirekten Reflexe der Kultur und der Kulturgeschichte in der Objektebene sprechen. Also vielleicht im Geiste von Hermann Kunisch (1974) nachweisen, daß die zunehmende formale Unterscheidung zwischen Haupt- und Nebensatz ein Reflex der Vereindeutigung, die Herausbildung ‚uneigentlicher‘ Komposita ein Reflex der Rationalisierung und die Verbreitung des Perfektstils in der Erzählung ein Reflex der Verbürgerlichung war.

Obwohl die Annahme des einen oder des anderen dieser ‚Reflexe‘ vielleicht gar nicht so unsinnig ist, will ich mich im folgenden vor vagen und gewagten Hypothesen und Schlußfolgerungen hüten, d.h., ich werde im zweiten Teil des vorliegenden Textes versuchen, den Morast der Empirie von (F3) zu betreten und möglichst trockenen Fußes durchzukommen.¹ Das Grammatikalisierungsphänomen, an dessen Beispiel das Verhältnis von Grammatik und Kulturgeschichte zu erörtern sein wird, ist die Epistemifizierung.

Vor dem empirischen Teil sehe ich mich jedoch gezwungen, das Ausmaß des in (F3) formulierten empirischen Problems auszuloten. Dazu müssen bzw. sollen einige Bemerkungen zu (F1) und (F5) gemacht werden.²

1. Theoretische und methodische Vorüberlegungen

1.1 Grammatik - eine literale Idee

Fangen wir mit (F1) an:

(F1) Was ist Grammatik bzw. wovon reden wir überhaupt, wenn wir beispielsweise von der deutschen Grammatik reden?

1 Den Morast der Empirie hatte auch Hannes Maeder in einer Zürcher Dissertation betreten (Maeder 1945). Ob er, der an diversen grammatischen Formen (Genitiv, Futurumschreibung, Präfix *ge-*, Negationszeichen usw.) die (nach ihm) grundverschiedene Raumzeiterfahrung von Mittelalter (am Beispiel Bertholds von Regensburg) und Neuzeit (am Beispiel Luthers) nachweisen wollte, trockenen Fußes durchkam, bleibt jedoch eher fraglich.

2 Entsprechend dem angenommenen Einladungsmotiv bleiben (F2) und (F4) im vorliegenden Beitrag ausgeklammert.

Die Idee der Grammatik so wie auch die Ideen von Struktur, Relation, Bedeutung, Paradigma usw. sind *literale Ideen*, d.h. Ideen, die in sog. primär oralen Gesellschaften (= in nichtalphabetisierten Gesellschaften) gar nicht aufkommen könnten bzw. aufgekommen wären.³

[...] l'ethnologie nous montre qu'il n'y a pas, dans les civilisations orales, de savoir linguistique semblable à nos grammaires, nos logiques et nos rhétoriques. [...] l'histoire nous montre incontestablement que dans les civilisations, où il y a eu apparition d'un savoir linguistique [...] celui-ci est indubitablement né *après* que l'écriture eut été une technique bien dominée. Pour l'histoire des connaissances linguistiques le *seuil de l'écriture* paraît donc fondamental. (Auroux 1996, 60f.)

In oralen Gesellschaften sind die Wörter „einbeziehende, lebendige, handelnde Naturkräfte“ (McLuhan 1995, 23), sie referieren nicht, sondern sie sind geradezu eins mit ihren ‚Referenten‘ (die es ohne sie sozusagen gar nicht gibt).⁴ In literalen Gesellschaften verlieren die Wörter ihre magische ‚Kraft‘ („magic power“, Carothers 1959, 310), ihren Handlungscharakter und bekommen einen rein geistigen ‚Sinn‘ oder eine ‚Bedeutung‘. Eine dynamische „world of sound“ wird abgelöst durch eine statische „world of vision“ (ebd.).⁵ Es ist die Schriftkultur – und noch mehr: die Alphabetkultur –, die eine totale Verdinglichung des Sprechens durch die Schaffung des *visuell gebundenen* (und auditiv entbundenen) *Begriffs* der Sprache ermöglicht/erzwingt und die Idee überhaupt aufkommen läßt, daß Texte grammatisch strukturierte Wortketten mit jeweils eigenen Bedeutungen seien, die sich zu einem Sinn Ganzen zusammenfügten. Unsere Vorstellungen von grammatischen Relationen und Strukturen entstammen der durch die Alphabetkultur begründeten und durch die Buchkultur totalisierten zweidimensionalen Visualisierungskultur. Die Visualisierung, Statisierung und Verdinglichung des Sprechens in der und durch die Alphabetkultur drängen nicht nur den Handlungscharakter des Sprechens in den Hintergrund, sondern sie stellen auch den Darstellungscharakter der Sprache in den Vordergrund. Die Handschriften und später dann verstärkt die Bücher als frühneuzeitliche materielle Metaphern der Visualisierung, Statisierung und Verdinglichung des Sprechens werden zum Inbegriff der statischen Wissensreprä-

3 Havelock (1992, 113, 127) zählt die Begriffe ‚Muster‘, ‚Kode‘, ‚Thema‘, ‚Inhalt‘, ‚Substanz‘, ‚Grammatik‘, ‚Struktur‘ und ‚Information‘ auf, die nach ihm alle literale Metaphern seien. Völlig oralen Sprachen fremd ist auch der Wortbegriff: „Die Auffassung von isolierten Wörtern als bedeutungstragende, isolierte Einheiten wird durch das Schreiben begünstigt, welches [...] zergliedernd und trennend ist.“ (Ong 1987, 65)

4 In oralen Gesellschaften sind nicht nur Sprechen und Handeln untrennbar, sondern auch Denken und Handeln, denn das Denken manifestiert sich nicht im stillen Nachdenken, sondern im Handeln (Carothers 1959, 312-315).

5 Man denke auch an McLuhans berühmte ‚biblische‘ Formel *Auge um Ohr* (an eye for an ear).

sentationen.⁶ Und da sie verlesen, vorgelesen und gelesen werden, führt deren *Gebrauch* notwendigerweise zur Idee der Unterscheidung zwischen statischen Wissensrepräsentationen und deren Realisierung, mit anderen (modernen) Worten, zur Idee der Unterscheidung von *Langue/Kompetenz* und *Parole/Performanz*.⁷ Diese implizite Metaphysik der Schriftkultur läßt das sprachliche Handeln in der Welt zur Ausführung von repräsentationalen Akten verkümmern - gepfeffert mit in der *Parole/Performanz* herumirrenden Symptomen und Signalen. Somit ist auch klar, daß sich das schriftkulturerzeugte Interesse an Sprache nicht der *Parole/Performanz*, sondern dem schriftkulturerzeugten Untersuchungsgegenstand der *Langue/Kompetenz* zuwendet. Die visuelle Erscheinungsform der statischen Wissensrepräsentationen in den schriftlichen Texten (die ja selber die Idee der statischen Wissensrepräsentationen erzeugt haben) legt dann sowohl die Auflistung und Klassifizierung des Vorrats an statischen Wissensrepräsentationen als auch die Idee der regelgeleiteten Anordnung und Zusammenfügung der Vorratselemente zu größeren Einheiten nahe. Die vordergründig-visuelle Idee der Lexik macht also die Annahme der hintergründig-visuellen Idee der Grammatik, die die technische Verwaltung der Lexik bewerkstelligt, notwendig.

Was hat aber das bisher Gesagte mit unserer Frage nach dem ‚Wesen‘ der Grammatik zu tun? Ich habe doch gar nicht von dem ‚Phänomen‘, sondern von dem Begriff der Grammatik gesprochen! Oder?

Um hier relative Klarheit zu schaffen, möchte ich eine von Oskar Reichmann für die Sprachgeschichte entwickelte Begrifflichkeit auf unser Problem anwenden. Reichmann (1998, 1) unterscheidet zwischen (a) Sprachgeschichte als objektsprachlicher Gegebenheit, (b) der Idee von Sprachgeschichte als einem

von Trägern sprachbezogenen Wissens (Sprachphilosophen, -wissenschaftlern, -ideologen) aus jeweils besonderen zeitgenössischen Konstellationen heraus entworfene(n), sinnstiftende(n), von Rezipienten übernehmbare(n), gesellschaftlich funktionalisierte(n) Bild von der Herkunft, der Gegenwart und der Zukunft einer Sprache

und (c) der Verwirklichung von Sprachgeschichte in sog. Sprachgeschichten.

6 „Die Schrift befördert eine Art Abstraktion, welche das Wissen über den alltäglichen Lebenskampf von den Menschen loslöst, den Wissenden vom Wissen trennt.“ (Ong 1987, 48; s. auch ebd. 50)

7 Die Metapher des Gebrauchs, die Unterscheidung zwischen *Potenz/Wissen* und deren/dessen Realisierung beherrscht spätestens seit Descartes die abendländische Kognitionsauffassung (s. etwa Maturana 1991, 89), ohne daß es den maßgeblichen Grammatiktheoretikern bewußt geworden wäre, daß es sich dabei bloß um eine literale Metapher handelt. Hingegen stand im Zentrum des Konstruktivismus von Piaget eine operative Theorie des Wissens, nach der Wissen eine höhere Form der Anpassung sei (von Glasersfeld 1994, 22). Wissen in diesem ‚entliteralisierten‘ Sinne ist also ein permanentes (sensomotorisches) Handeln und/oder (begriffliches) Operieren auf der Basis bereits aufgebauter Handlungsschemata.

Der m.E. entscheidende Punkt ist, daß zwar Sprachgeschichte als objektsprachliche Gegebenheit – zumindest arbeitshypothetisch – anzunehmen ist, nicht jedoch Grammatik und Grammatikgeschichte bzw. Lexik und Lexikgeschichte. Daß die diversen Traditionen des Sprechens dem Wandel in der Zeit unterliegen, kann man nämlich – zumindest arbeitshypothetisch – auch ohne die Idee und die Verwirklichung von Sprachgeschichte registrieren. Daß aber der Wandel der diversen Traditionen des Sprechens in der Zeit u.a. als Grammatikgeschichte und als Lexikgeschichte interpretiert wird, gehört schon zur Idee von Sprachgeschichte.⁸ M.a.W., aus dem von Trägern sprachbezogenen Wissens entworfenen und von Rezipienten übernehmbaren Bild vom Grammatik- und Lexikwandel in der Zeit darf nicht gefolgert werden, daß es die Grammatik und die Lexik als objektsprachliche Gegebenheiten (= ontische Substanzen) gibt, die dem Wandel in der Zeit unterliegen. Lexem, Morphem, Regel, Struktur, Funktion, Relation, Bedeutung usw. gehören alle zur Idee eines durch die Schriftkultur erzeugten und auf das Visuelle und Repräsentationale abgerichteten Sprachbegriffes. Sprachliche Termini wie z.B. der Terminus *Grammatik*

(bilden) möglicherweise nicht vorgegebene geistige Realitäten bzw. Ideen (ab), sondern *geistige Konstrukte* des Menschen, die dieser für bestimmte kognitive Ordnungsfunktionen gebildet hat. (Köller 1988, 7)

Wenn wir also von der deutschen Grammatik oder von der Geschichte der deutschen Grammatik reden, beziehen wir uns auf ein Bündel von Ideen, mit denen wir die deutsch genannten Traditionen des Sprechens zu erfassen trachten. Diese Traditionen des Sprechens *verfügen* aber genausowenig über eine durch die Forschung freizulegende ontische Substanz ‚Grammatik‘ wie ein Auto oder ein Autofahrer über eine ontische Substanz ‚Fahrkompetenz‘ verfügt. Vielmehr werden auf die diversen Traditionen des Sprechens Ordnungsstrukturen, darunter auch die Idee der Grammatik, *projiziert*. Und es sind diese kognitiv und soziokulturell determinierten Projektionen, die uns wie objektsprachliche Gegebenheiten vorkommen und die uns vortäuschen, daß es das Phänomen ‚Grammatik‘ und davon getrennt die Grammatikforschung mit ihren Grammatikbegriffen gibt. János Juhász (1985) hat in seinem leider viel zu wenig beachteten Aufsatz „Sprachliche Einheiten – linguistische Begriffe“ darauf hingewiesen, daß im Sprachbewußtsein der Öffentlichkeit linguistische Begriffe wie z.B. ‚Subjekt‘ und ‚Prädikat‘ gar nicht als linguistische Ideen existieren, sondern – um in Anlehnung an Reichmann zu sprechen – als lingu-

8 In Wirklichkeit setzt aber auch das *Be-Greifen* des Sprachwandels als einer objektsprachlichen Gegebenheit ein Geschichtsbewußtsein voraus, das erst durch das Aufkommen der Schrift ermöglicht wurde. Insofern ist Sprachwandel als objektsprachliche Gegebenheit auch nur eine Idee – eine genuin literale Idee, die Teil eines genuin literal geprägten Begreifens der ‚Welt‘ ist.

stische Gegebenheiten, d.h. als adäquate und einzig mögliche Explikationen von objektsprachlichen Gegebenheiten. Kognitiv und soziokulturell determinierte Projektionen, darunter auch die Idee der Grammatik, werden von der Öffentlichkeit nicht als solche erkannt, weil sie auch von vielen Experten nicht als solche erkannt oder zumindest nicht als solche gehandhabt werden.⁹

Fazit: Wollte jemand der Fata Morgana der psychologischen Adäquatheit der Grammatik nachjagen, sollte er m.E. vorher die grundsätzliche soziokulturelle und kognitive Determiniertheit jeder Art menschlicher Tätigkeit, darunter auch der Grammatikforschung, bedenken. Daß objektsprachliche Gegebenheit (= Untersuchungsobjekt) und Idee (= Untersuchungssubjekt) sauber getrennt werden könnten, ist eine Illusion, der nur Wahrheitsfanatiker erliegen können. Dabei ist ‚Wahrheit‘ ebenfalls eine typisch literale Idee, die im Zusammenhang mit der Herausbildung (der ebenfalls literalen Idee) der Opposition ‚+/- Fiktionalität‘ aufkommt (s. z.B. Reiss 1986, 91-103).

1.2 Woher kommt das Klischee der ‚kulturlosen‘ Grammatik?

Kommen wir nun zu

(F5) Woher kommt überhaupt das Klischee, daß sich Kulturgeschichte und Lexikgeschichte problemlos verbinden lassen, nicht aber Kulturgeschichte und Grammatikgeschichte?

Die Wurzel dieses Klischees ist m.E., daß einerseits Langue/Kompetenz und sprachliches Handeln, andererseits – innerhalb der Langue/Kompetenz – Lexik und Grammatik gewöhnlich strikt getrennt werden. Sprachliches Handeln wird der Langue/Kompetenz erst nachgeschaltet: In der Parole/Performanz wird die Langue/Kompetenz im wesentlichen nur aktiviert, im Extremfall (der generativen Grammatik) operiert die Performanz sogar auf bereits ‚fertigen‘ Sätzen der Kompetenz. Da Parole/Performanz im allgemeinen als der primäre Ort des Ausdrucks- und Appellfunktionalen, Lexik als der primäre Ort des Darstellungsfunktionalen angesehen wird,¹⁰ werden durch Parole/Performanz und Lexik die möglichen kulturellen Bezüge von Sprache/Sprechen abgedeckt. Grammatik kann nunmehr als das kulturunabhängige

9 Wären wir ohne die schriftkulturerzeugte Idee der Grammatik je auf die Idee (!) gekommen, daß es in der deutschen Grammatik (!) Klammerstrukturen gebe (!)? Klammerung ist ein Musterbeispiel für eine visuelle Metapher – so wie auch Linksversetzung, Rechtsversetzung, Satzverschränkung oder SVX, SXV usw. Auch die Idee des Phonems ist nachweislich visuell, ja sie ist exklusiv an die Buchstabenschrift gebunden (s. hierzu die phoneme-deletion-Experimente in Scholes/Willis 1991, 218ff.; s. auch Olson 1991b, 261f.).

10 Eine anregende Ausnahme stellt Hermanns 1995 dar.

technische Wunder angestaunt werden, das die Kultur in der Sprache zum Leben erweckt und am Leben erhält, selber aber an ihr keinen Anteil hat. Letztlich ist also die schriftkulturerzeugte kopernikanische Wende dafür verantwortlich zu machen, daß die Grammatik zu einem System quasinaturwissenschaftlicher Formen, Strukturen und Techniken - je nach Geschmack - degradiert/hochstilisiert wurde.

Dieses traditionelle Langue/Parole-Bild der sprachlichen Mechanismen gleicht einem Puppentheater. Grammatik – das ist das Wissen der Puppenspieler um die richtigen Puppenkonfigurationen. Lexik – das sind die richtigen Puppen. Sprachliches Handeln – das ist die Anwendung des Wissens um die richtigen Puppenkonfigurationen auf die richtigen Puppen.

Diesem Puppentheater von Sprache sind aber vielleicht nicht nur schlechte Ideen abzugewinnen, wenn es nur richtig interpretiert wird. Denn die richtigen Puppenkonfigurationen sind nur relativ zu den richtigen Puppen richtig – und umgekehrt. Außerdem sind die Puppenkonfigurationen nur relativ zu den Puppen Puppenkonfigurationen – und umgekehrt. Und schließlich: Die relativ zueinander richtigen Puppenkonfigurationen und Puppen stellen überhaupt nur relativ zu einer dramaturgisch umsetzbaren Story richtige Puppenkonfigurationen und richtige Puppen bzw. Puppenkonfigurationen und Puppen dar – und gerade nicht umgekehrt. Wenn man es so sieht, so gibt es weder eine Grammatik und Lexik vor dem oder außerhalb des sprachlichen Handelns noch eine Grammatik außerhalb der Lexik noch eine Lexik außerhalb der Grammatik. Wenn wir z.B. die Regel formulieren, daß Verben mit Agenssubjekt passivfähig seien, so generalisieren wir nur eine Beobachtung, die wir über das sprachliche Handeln von Individuen mit Verblexemen gemacht haben. Die Menge von Sprachzeichen, die wir mit dem Terminus *Verben mit Agenssubjekt* belegt haben, gibt es außerhalb dieser und anderer Regeln, in denen wir auf *Verben mit Agenssubjekt* rekurren, nicht. Und umgekehrt gibt es diese und andere Regeln, die wir ohne den Namen *Verben mit Agenssubjekt* nicht formulieren können, ohne die Menge von Sprachzeichen, auf die wir mit dem Terminus *Verben mit Agenssubjekt* rekurren, ebenfalls nicht. Interpretiert man diesen Zirkel als einen Teufelskreis, wird man wohl früher oder später Zuflucht suchen unter dem kulturellen Obdach der Lexik und der kulturellen Obdachlosigkeit der Grammatik. Interpretiert man ihn hingegen als einen kreativen Zirkel, so hat man gar keine andere Wahl, als grundsätzlich den gleichen Maßstab an Lexik und Grammatik anzulegen. Und dieser gleiche Maßstab kann einerseits nur *Semantik* heißen, wie insbesondere von Coseriu in seinem Aufsatz „Semantik und Grammatik“ (1987) herausgearbeitet wurde. Andererseits muß der Maßstab auch die *Pragmatik* umfassen, zumindest wenn man als Literalisierter bereit ist, den Primat des sprachlichen Handelns gegenüber der Langue zu akzeptieren (s. hierzu Coseriu 1988).

Fazit: Aus dieser Perspektive lautet die Frage nicht mehr, *ob* Grammatik und Kulturgeschichte aufeinander beziehbar sind, sondern es geht um das *Wie* dieser Beziehung und vor allem um das *Wie des Herankommens an dieses Wie*. Denn das Herankommen an die kulturellen Bezüge der grammatischen Semantik bzw. an die pragmatischen Reflexe in der Grammatik ist methodisch wohl komplexer und komplizierter als das Herankommen an die kulturellen Bezüge der lexikalischen Semantik, die ja eng mit der Sachkultur und den physischen, psychischen und geistigen Verhaltensformen und Tätigkeiten von Menschengruppen zu tun hat. Andersherum gesagt: Während uns die kulturellen Bezüge der Lexik vielfach bewußt sind, müssen die kulturellen Bezüge der Grammatik erst bewußt gemacht werden. Damit soll jedoch keinesfalls behauptet werden, daß alles Grammatische kulturelle Bezüge hat. Eine solche Behauptung wäre zwar theoretisch, d.h., wenn man einen sehr großzügigen Kulturbegriff zugrunde legte, durchaus denkbar, doch kaum sinnvoll. Denn der Reiz des Problems besteht nicht in der Entwicklung eines ausgeklügelten theoretischen Konstrukts, sondern in der Konstruktion von empirisch motivierbaren Bezügen. Daß dabei sprachgeschichtliche Untersuchungen und Überlegungen die Schlüsselrolle spielen müssen, dürfte all denen klar sein, denen auch klar ist, daß die strukturalistischen Grammatik-Vorstellungen im Grunde ahistorisch sind und daß es gerade die Ahistorizität von modernen Grammatikideen ist, die den Blick auf die kulturellen Bezüge der Grammatik verstellt (hat).¹¹ Diese können sinnvoll nur in der historischen Dimension des Grammatikwandels untersucht und interpretiert werden.

1.3 Anmerkungen zur Methode

Durch die Antworten auf (F1) und (F5) sind wir dem in (F3) formulierten empirischen Problem insofern nähergekommen, als jetzt (F3) durch eine präzisier formulierte Frage (F3a) ersetzt werden kann:

(F3a) *Inwieweit* weist die Konstruktion der grammatischen Semantik bzw. der pragmatischen Reflexe in der Grammatik universelle Züge auf und *inwieweit* ist sie kulturell bedingt?¹² Welche Typen von Kulturbezogenheiten sind in der Grammatik nachweisbar?

11 Beides ist natürlich eng verbunden mit dem in den Grammatiktheorien herumgeisternden Naturwissenschaftlichkeitsideal bzw. der erwähnten strikten Trennung von Langue/Kompetenz und sprachlichem Handeln.

12 Ich habe *biologisch-anthropologisch* der Einfachheit halber durch *universell* ersetzt. Im Gegensatz zu *biologisch-anthropologisch* (= *kognitionsbezogen*) bzw. *kulturell* ist jedoch *universell* kein Erklärungsprädikat (was allzu oft ‚vergessen‘ wird).

Um diese Frage(n) zu beantworten, bedürfen wir universeller Raster des Zusammenspiels von Semantik, Pragmatik und Grammatik im Grammatikwandel. Um die Erforschung solcher universellen Raster wird sich heutzutage vorrangig im Rahmen des sog. Grammatikalisierungsparadigmas gekümmert, das sich zum Ziel gesetzt hat, die universellen und typologischen Bezüge der Grammatik in der historischen Dimension zu untersuchen. Was aus diesen universellen Rastern, die ja Teil einer (expliziten oder impliziten) Sprachwandeltheorie sind, herausfällt bzw. was in sie erst gar nicht eingeordnet werden kann, ist kulturell bedingt.¹³ Untersuchungen zum Thema ‚Grammatik und Kulturgeschichte‘ liegen also natur- und erwartungsgemäß im Bereich des historischen Problems des Sprachwandels im Sinne von Coseriu und stellen somit potentiell ein komplementäres Forschungsprogramm zum erwähnten Grammatikalisierungsparadigma dar.

Die Methode, die ich vorschlage, ist also – zumindest theoretisch – denkbar einfach: Die Erforschung der Grammatik als historischem, raumzeitgebundenem Untersuchungsgegenstand vor dem Hintergrund der Erforschung der Grammatikalisierung als universellem, relativ raumzeitentbundenem Untersuchungsgegenstand. Indem die universellen Grammatikalisierungstendenzen untersucht werden, werden bestimmte Möglichkeiten und Grenzen der kognitiven Strukturierung der Spezies ‚Mensch‘ konstruiert. Indem diese an der Raumzeit festgemacht werden, können wir hoffen, daß bestimmte kulturelle Bezüge der Grammatik(idee) ‚sichtbar‘ werden.

2. Epistemifizierung und Kulturgeschichte

2.1 Zur Epistemik und zur Epistemifizierung

Nach Elizabeth Closs Traugott ist eine der wichtigsten unidirektionalen Tendenzen im Bedeutungswandel die sog. Subjektivierung:

„Meanings tend to become increasingly based in the speaker's subjective belief state/attitude toward the proposition.“ (Traugott 1989, 35)

Expliziter formuliert Rudi Keller:

13 Die sog. Eigendynamik im Grammatikwandel (die dynamische Interdependenz im Sinne von Coseriu) ist ebenfalls universell zu beschreiben (und somit kognitionsbezogen zu erklären) oder kulturell zu erklären (oder beides). Schließlich „können (nur Handlungen) Strukturen erzeugen. Strukturen erzeugen selbst keine Strukturen, denn Ordnungen sind keine Akteure.“ (Keller 1993, 113)

Der Prozeß der Subjektivierung besteht genau darin, daß Überzeugungen, Haltungen, Bewertungen (u.ä.) des Sprechers zu Bedingungen des Gebrauchs eines Ausdrucks werden. (Keller 1995, 231)

Man vergleiche etwa den Bedeutungswandel von *nett* ‚sauber, rein‘ > ‚freundlich, liebenswert‘ (ebd.). (Für verschiedene Beispieltypen aus dem Englischen vgl. Traugott 1995.)

Als ein Spezialfall des Prozesses der Subjektivierung wird die Epistemifizierung angesehen (Traugott 1995; Keller 1995, 230). Die Bezeichnung ‚Epistemik‘ steht für diejenigen subjektiven Attitüden/Sprechereinstellungen, die mit Urteilen (Überzeugungen, Meinungen, Annahmen usw.) über den Wahrheitsgehalt von Propositionen zu tun haben, wobei diese Urteile auf unterschiedlichen Typen von Quellen und Evidenzen basieren können (Palmer 1986, 51-54):

Peter mag krank sein. („Speculative“, Palmer 1986, 52)

Der Sprecher hat *keine* unmittelbaren bzw. *zwingenden Evidenzen*, aber aufgrund von bestimmten Umständen (z.B., weil Peter sonst wohl auf seinem Arbeitsplatz erschienen wäre), scheint ihm diese Meinung vertretbar.

Peter muß krank sein. („Deductive“, Palmer 1986, 52)

Der Sprecher hat unmittelbare bzw. *zwingende Evidenzen*, aus denen er diesen Schluß ziehen kann.

Peter soll krank gewesen sein.

Ich höre, daß Peter krank gewesen ist. („Quotative“, Palmer 1986, 52)

Die Information stammt vom Hörensagen. Der Sprecher signalisiert, daß die Behauptung von jemand anderem herrührt und daß er sie nicht überprüft hat bzw. nicht überprüfen konnte. Somit *distanziert* er sich „von der Verantwortlichkeit für den Wahrheitswert von Aussagen“ (von Polenz 1985, 215).

Ich sehe Peters Körper zittern.

Ich höre Peter kommen.

(Observativ, Bezeichnung von mir in Anlehnung an Palmer 1986)

Der Schluß basiert auf *Sinneswahrnehmung*.

Die Urteile im engeren Sinne (nach Palmer: „Judgments“, besser: Inferentiale) – Spekulativ und Deduktiv – stellen den epistemischen Kernbereich dar, da mit ihnen die Faktizität der Propositionen als im Augenblick der Äußerung

für den Sprecher letztlich unbeweisbar dargestellt wird, da der Sprecher ausdrücklich auf die „Abschwächung des Wahrheitswertes“ (von Polenz 1985, 215) abhebt. Die „Evidentials“ (Evidentialität ausdrückende Sprechereinstellungen) – Quotativ und Observativ – gehören zur Epistemik im weiteren Sinne, da es hier eher nur um die bloße Signalisierung der Nichtfaktizität als um die ausdrückliche Abschwächung des Wahrheitswertes geht.

Da Epistemik mit Urteilen über den Wahrheitsgehalt von Propositionen zu tun hat, kann Epistemifizierung als die Herausbildung, Grammatikalisierung und Lexikalisierung von sprachlichen Mitteln für den Ausdruck von Urteilen über den Wahrheitsgehalt von Propositionen definiert werden. Die Epistemifizierung ist übrigens – wie wir noch sehen werden – ein paradigmatisches Beispiel für die Verflechtung von Grammatik und Lexik.

Was ist nun das universelle Raster, vor dessen Hintergrund die Kulturbezogenheit der Epistemifizierung untersucht werden kann?

Das Grundgerüst dieses universellen Rasters ist die oben erwähnte allgemeine Subjektivierungstendenz: Subjektive – oder besser gesagt: subjektivere – Spuren in der Bedeutungsstruktur von grammatischen oder lexikalischen Sprachzeichen bilden sich auf der Basis einer objektiveren oder weniger subjektiven Bedeutungsstruktur heraus und nicht umgekehrt. Die markante Teiltendenz der Epistemifizierung fügt sich in dieses Grundgerüst. Es ist nämlich quer durch die Sprachen zu beobachten, daß sich epistemische Bedeutungen von grammatischen oder lexikalischen Sprachzeichen aus nichtepistemischen Bedeutungen derselben Sprachzeichen herausbilden.¹⁴ Dieses universelle Epistemifizierungsraster (das übrigens auch für den Erstspracherwerb Gültigkeit zu haben scheint, s. Shepherd 1982, 320-22 und Stephany 1993) soll nun an fünf Phänomenen veranschaulicht werden:

(1) Obwohl diese Erkenntnis in der Germanistik noch nicht zum Allgemeinut geworden ist, kann es m.E. kaum Zweifel geben, daß epistemische Lesarten von Modalverben aus nichtepistemischen entstehen (z.B. Shepherd 1982; Bybee/Pagliuca 1985, 66ff.; Traugott 1989, 35-43; Sweetser 1990, 56-68; Bybee/Perkins/Pagliuca 1994, 194-205; Keller 1995, 233ff.; Heine 1995, 17; Fritz 1997, 138-142);

(2) Assertive Sprechaktverben wie z.B. engl. *to insist, to suggest, to expect*, dt. *annehmen, beobachten* sind im Normalfall (= falls keine Bedeutung historisch verlorenging) in systematischer Weise zweideutig, d.h., sie haben außer

14 Die negative Kennzeichnung der primären Verwendungsweisen als nichtepistemisch sei, wie Fritz (1997a, 250f.) im Zusammenhang der Verwendungstypen der Modalverben argumentiert, ein notwendiges Verlegenheitsprodukt. Mit positiven Termini wie ‚deontisch‘ und ‚agensbezogen‘ - und man könnte noch hinzufügen: wie ‚faktisch‘, ‚objektiv‘ oder ‚lexikalisch‘ - könne nämlich das ganze Spektrum der primären Verwendungsweisen nicht erfaßt werden (ebd.).

der epistemischen (= der Sprechakt-)Lesart (wenigstens) noch eine nichtepistemische (Tregidgo 1982, 76; Sweetser 1990, 69-73). Sprachgeschichtlich entwickelt sich die Sprechaktlesart immer später (fürs Engl. s. Traugott 1989, 43-45, fürs Dt. s. 2.4 unten);

(3) Epistemische Modalwörter entwickeln sich sprachgeschichtlich aus Modaladverbien, d.h., auch hier geht die modifizierende (= nichtepistemische) Bedeutung der epistemischen voraus (Traugott 1989, 46f.). Die Grammatikalisierungstendenz ‚Modaladverb > Modalwort‘ wird fürs Dt. von Schildt (1987, 391) bestätigt, z.B. *vielleicht* (ursprünglich *vil lihte* ‚sehr leicht‘), *wohl* (ursprünglich ‚gut‘).

(4) Viele Futur auxiliare oder -marker stellen epistemifizierte Bewegungs- oder Modalverben dar, z.B. engl. *be going to* bzw. *will* (s. etwa Bybee/Pagliuca/Perkins 1991, 26-32; Heine/Claudi/Hünemeyer 1991, 170-175).¹⁵

(5) Angesichts der universellen Entwicklungstendenz ‚nichtepistemisch > epistemisch‘ erscheint die Theorie von Rudi Keller, daß sich das parataktische (epistemische) *weil* aus dem hypotaktischen (sog. faktischen) *weil* herausgebildet habe (Keller 1993a, 7ff.; s. auch ders. 1995, 239-252) plausibel. Sprachhistorisch wäre sie jedoch erst dann abgesichert, wenn die Epistemifizierung der kausalen Schwesterkonjunktion *denn* belegt werden könnte. Obwohl dies zur Zeit nicht möglich ist, gibt es (bisher kaum beachtete) Anzeichen dafür, daß *denn* einen vergleichbaren Bedeutungswandel durchgemacht haben könnte wie (möglicherweise erst später) *weil*. Eroms (1980, 106f.) weist nämlich darauf hin,

15 Das universelle Raster, das von Bybee/Pagliuca/Perkins (1991, 29) (auf der Basis der Untersuchung von 75 Sprachen) für die Verbindung von Modalität und Futur formuliert worden ist, könnte ganz neue Perspektiven für die Erforschung der Geschichte von dt. *werden* eröffnen. Nach den Autoren sind es nämlich die nichtepistemischen Bedeutungen von Modalverben, aus denen sich Futurbedeutungen entwickeln können (s. auch die Geschichte von dt. *müssen*, *sollen*, *wollen*), die sich ihrerseits zu epistemischen Modalverbbedeutungen entwickeln können. Da wie erwähnt epistemische Modalverbbedeutungen auch unmittelbar aus den nichtepistemischen entstehen können, stellt sich die Frage, *wiewerden*, das Futur auxiliare und epistemisches Modalverb ist, das aber keine nichtepistemische Modalverblesart hat, zu dem universellen Szenario paßt. Daß die nichtepistemische Modalverblesart ausgestorben ist, kann ausgeschlossen werden, denn sie ist überhaupt nicht belegbar (s. etwa Schieb 1976, 77). Im Prinzip bieten sich daher m.E. zwei Erklärungsmöglichkeiten an: (1) Das *werden*-Futur entsteht aus dem ingressiven Typ *wird/ward tuend* (auch Aspektmarker entwickeln sich oft zu Futurmarkern, s. etwa Bybee/Pagliuca/Perkins 1991, 20-22). Diese altbekannte Erklärung hat jedoch den wunden Punkt, daß es semantisch völlig unwahrscheinlich ist, daß sich ein aus einem Aspektmarker entstandener Futurmarker zu einem epistemischen Modalverb entwickelt. (2) Die Futurbedeutung von *werden* ist entlehnt. Diese Theorie, die von Elisabeth Leiss (1985) stammt, schließt die semantische Weiterentwicklung zum epistemischen Modalverb nicht aus. Außerdem erklärt sie, warum *werden* nie eine nichtepistemische Modalverblesart hatte.

daß *denn* zu Anfang [!], wenn auch nicht in der gleichen Häufigkeit wie *weil*, so doch aber mehr als zufällig und im gesamten deutschen Sprachgebiet [!] als Nebensatz-Konjunktion vorkommt. Erst später wird *denn* als Nebensatz-Konjunktion aufgegeben.

Wie erwähnt, sind die kulturellen Bezüge der Grammatik auf der Ebene der Raumzeitgebundenheit zu suchen. Fragen, die die Kulturbezogenheit der Epistemifizierung und somit auch der Epistemik betreffen, sind beispielsweise: Ist die Epistemifizierung im Deutschen an bestimmte Sprachstufen oder Zeiträume gebunden? Ist sie eher dialektal oder eher überregional lokalisierbar? Weist sie markante soziopragmatische Gebundenheiten auf? Gibt es im Bereich der Epistemik Sprachwandelphänomene, die dem universellen Raster trotzen?

Noch spannender und weiterführender wird die Problematik, wenn die eine oder die andere Kulturbezogenheit auch *erklärt* werden kann. Denn durch die Erklärungskomponente geht es nicht mehr nur um Grammatik und Kultur, sondern um Grammatik und Kulturgeschichte.

Wir sind weit davon entfernt, die obigen Fragen beantworten zu können, denn eine gezielte, korpusbasierte Untersuchung der Epistemifizierung vom Ahd. bis heute steht noch aus. Daten müssen daher aus Arbeiten entnommen werden, die – teils oder ganz – mit anderen Zielsetzungen geschrieben worden sind.

Ich gehe im folgenden relativ ausführlich auf zwei Datengruppen – Modalwörter und Modalverben – ein, um die primär *grammatische* Epistemifizierung (= Herausbildung und *Grammatikalisierung* von sprachlichen Mitteln für den Ausdruck von Urteilen über den Wahrheitsgehalt von Propositionen) zu untersuchen. Zur Kontrolle wird eine dritte Datengruppe – assertive Sprechaktverben – herangezogen, die aber nur stichprobenartig analysiert wurde. Assertive Sprechaktverben stehen für die primär wohl eher *lexikalische* Epistemifizierung (= Herausbildung und *Lexikalisierung* von sprachlichen Mitteln für den Ausdruck von Urteilen über den Wahrheitsgehalt von Propositionen). Aber auch bei der primär wohl eher lexikalischen Epistemifizierung ist ein deutlicher Grammatikalisierungsanteil (= Syntaktifizierung der formalen Ausdrucksmöglichkeiten, s. 2.4) zu beobachten.

Sollte nachgewiesen werden können, daß grammatische und lexikalische Epistemifizierung (mehr oder weniger) parallel verlaufen, wäre dies ein (mehr oder weniger starkes) Argument gegen die scharfe Trennung von Grammatik und Lexik und somit auch gegen die Idee der ‚kulturlosen‘ Grammatik.

2.2 Epistemische Modalwörter

Untersuchungen zur Veränderung des Modalwortbestandes liegen von Schildt (1987; 1990; 1992) vor.

In Schildt 1987 wurden 70 Leipziger Drucke der ersten Hälfte des 16. Jhs., darunter 20 Drucke von Luther-Schriften, untersucht. In Schildt 1990 und 1992 ging es um den Vergleich der Zeiträume 1570-1630 und 1670-1730.¹⁶ Für den ersten Zeitraum wurden 35 Texte, für den zweiten 39 Texte, verteilt auf sechs Textgruppen mit jeweils verschiedenen Textsorten und auf alle Sprachlandschaften, herangezogen. In die statistischen Angaben zur Gebrauchshäufigkeit der einzelnen Modalwörter in den einzelnen Zeiträumen wurde die Anzahl der Vorkommen der einzelnen Modalwörter in den einzelnen Texten nicht einbezogen. Was statistisch zählt, ist, ob ein Modalwort in einem Text vorkommt oder nicht. Wenn also z.B. das Modalwort *x* in 35 Leipziger Drucken je einmal vorkäme (= 35 Belege), bekäme es einen prozentualen Wert von 50% und gälte nach Schildt als ein häufiges Modalwort. Wenn es aber nur in 7 Drucken, dafür jedoch in jedem einzelnen Druck 5mal vorkäme (= ebenfalls 35 Belege), erhielte es trotzdem nur einen prozentualen Wert von 10% und gälte nach Schildt als ein seltenes Modalwort.

Schildt untergliedert den Modalwortbestand in drei Typen. Dabei bilden die epistemischen Modalwörter weder einen einzigen Typ noch eine einzige Untergruppe innerhalb eines Typs. Sie sind verteilt auf zwei Untergruppen innerhalb des Typs I:

Typ I: „Modalwörter, die das Verhältnis des Sprechers/Schreibers zur Realität der Aussage ausdrücken“ (Schildt 1992, 422). Der Typ hat drei Untergruppen: (a) vermutende, (b) verstärkende und (c) bejahende/verneinende. Alle Modalwörter der Untergruppe (a) sind epistemisch, aber auch in Untergruppe (b) finden sich epistemische Modalwörter wie *bestimmt* und *sicher*.

Wir müssen nun versuchen, die Untersuchungsergebnisse zu den epistemischen Modalwörtern herauszufiltern. Das ist insofern nicht hoffnungslos, als die Modalwörter des Typs I in jedem Zeitraum überwiegend epistemisch waren. Verallgemeinernde Aussagen zum Typ I können also grosso modo als verallgemeinernde Aussagen zur Epistemik aufgefaßt werden. Der Frage, ob zwischen 1500-1730 im Bereich der Modalwörter ein Epistemifizierungsprozeß stattfand, werden wir also nachgehen können (obwohl die fehlenden Angaben zur Vorkommenshäufigkeit einen gewissen Risikofaktor darstellen). Wir werden jedoch keine verbindlichen Aussagen über die soziopragmatischen und dialektalen Details der Veränderungen im epistemischen Bereich machen können. Hierzu sind noch weitere, methodisch gut vorbereitete und auf die Epistemik zielende Untersuchungen notwendig.

16 Schildt 1990 stellt eine Art Zusammenfassung der Untersuchungsergebnisse dar, die in Schildt 1992 ausführlich erörtert werden.

(1) Makroanalyse:

In den Leipziger Drucken kommen insgesamt 14 Modalwörter vor, davon 7 epistemische (s. etwa die Tabelle in 1992, 465):

sicherlich, ohne Zweifel, fürwahr, gewißlich, wohl, vielleicht, wahrlich. Ihre prozentuale Verteilung (1987, 399-401): *vielleicht* in 50% aller Quellen (überhaupt das ‚häufigste‘ unter all den 14 Modalwörtern), *wahrlich* 40% (überhaupt an zweiter Stelle), *fürwahr* 28,5% (zusammen mit dem zum Typ II gehörenden *leider* an dritter Stelle), *gewiß(lich)* 25,7%, *wohl* 18,5%, *ohne Zweifel* 8,5%, *sicherlich* 1,4% (= eine Quelle).

1570-1630 sind 32 Modalwörter belegt, davon 12 epistemische¹⁷ (vgl. etwa die Tabelle in Schildt 1992, 433):

wohl (82,9%), *gewiß(lich)* (80%), *vielleicht* (62,9%), *ohne Zweifel* (57,1%), *fürwahr* (40%), *wahrlich* (34,3%), *billig* (34,3%), *meines Erachtens* (5,8%), *meines Bedünkens, in Wahrheit, wahrhaftig* und *vermutlich* (alle 2,9% = ein Text). Unter den epistemischen Modalwörtern von 1570-1630 gibt es nach Schildt (1992, 442) 5, „die offensichtlich neu in Gebrauch kommen“: *meines Erachtens, vermutlich, in Wahrheit, wahrhaftig* (alle wmd.), *meines Bedenkens, meines Erachtens* (beide omd.).

1670-1730 sind 43 Modalwörter belegt, davon 23 epistemische (vgl. etwa die Tabelle in Schildt 1992, 455):

wohl (69,2%), *ohne Zweifel* (69,2%), *gewiß(lich)* (53,8%), *billig* (51,3%), *vermutlich* (30,8%), *vielleicht* (64,1%), *fürwahr* (23,1%), *wahrlich* (20,5%), *wahrhaftig* (15,4%), *in Wahrheit* (10,3%), *meines Erachtens* (10,3%), *sicherlich* (7,6%), *traun* (7,6%), *dem Vermuten nach* (5,2%), *meiner Meinung nach* (5,2%), *billigermassen, meines Bedenkens, doch¹⁸, etwa, mutmaßlich, unfehlbar, unstreitig und wahrscheinlich* (alle 2,6% = ein Text). Von den epistemischen Modalwörtern von 1670-1730 stellen nach Schildt (1992, 462) 7 Neubildungen dar: *billigermassen, etwa, meiner Meinung nach, mutmaßlich, unfehlbar, wahrscheinlich, dem Vermuten nach*.

(2) Mikroanalyse:

Soziopragmatisches:

Leipziger Drucke:

Die Leipziger Drucke wurden nicht nach Textgruppen und -sorten aufgeschlüsselt, sondern nach der Gesamtzahl der Modalwörter in den einzelnen Texten – von Texten ohne Modalwörter bis hin zu Texten mit sieben oder

17 Eigentlich müßte man von 13 epistemischen ausgehen, denn *sicherlich*, das 1570-1630 nicht belegt ist, ist sowohl in den Leipziger Drucken als auch 1670-1730 belegt.

18 In der epistemischen Bedeutung ‚wenn man es genau nimmt, alles genau bedenkt, dann...‘ ist doch erst 1670-1730 belegt (man vergleiche S. 425 mit S. 443 in Schildt 1992).

mehr Modalwörtern – gruppiert (Schildt 1987, 402-416). Da der Gebrauch der drei Typen von Modalwörtern nicht getrennt ausgewertet wurde, beziehen sich die folgenden Feststellungen auf den Modalwortgebrauch im allgemeinen.

Die Häufigkeit des Modalwortgebrauchs in den Leipziger Drucken hängt nach Schildt (1987, 415) vor allem von dem dem dargestellten Gegenstand „gemäßen Funktionalstil, dem inneren Beteiligtsein des Autors am Inhalt des jeweiligen Textes und damit von der Intention, mit der eine Schrift verfaßt wird“ ab. „Erst in zweiter Linie ist die Größe des Adressatenkreises von Bedeutung.“ Darüber hinaus sieht Schildt (ebd., 416) einen Zusammenhang zwischen der „Art des Adressatenkreises“ und den eingesetzten stilistischen Mitteln: spezifischer Adressatenkreis – wissenschaftlich-fachlicher (nüchterner) Stil; soziologisch heterogener und breiterer Adressatenkreis – aufgelockerter Stil.

Schildt nennt hier nicht drei, sondern eigentlich fünf Faktoren, von denen die ersten drei nach ihm offensichtlich eng zusammenhängen: gegenstandsangemessener Stil, inneres Beteiligtsein, Autorenintention; Größe des Adressatenkreises, Art des Adressatenkreises. Ich meine, daß die beiden letzten Faktoren, die unter dem Stichwort ‚Adressatenspezifik‘ zusammengefaßt werden könnten, nicht weniger eng zusammenhängen:

Je heterogener (= weniger fachspezifisch) und größer der vom Autor anvisierte Adressatenkreis ist, desto natürlicher und allgemeinverständlicher ist der Stil und desto häufiger treten Modalwörter auf.

Aufgrund der Interpretation der Daten durch Schildt könnte man nun den Eindruck gewinnen, daß die nüchtern informierende Sach- und Fachliteratur relativ arm an Modalwörtern sein müßte. Allerdings befinden sich unter den Texten mit vier bis sechs Modalwörtern – die Gruppe mit dem zweitstärksten Modalworteinsatz – vier Schriften, „die philosophisch-theologische Fachprobleme behandeln“ (1987, 410). Philosophisch-theologische Fachtexte ‚dürften‘ jedoch nur vergleichsweise wenig Modalwörter enthalten.

Die sonstigen philosophisch-theologischen Fachtexte in den Leipziger Drucken enthalten zum Großteil im Durchschnitt in der Tat nur zwei Modalwörter. Darüber hinaus gibt es welche ohne Modalwörter, welche mit einem Modalwort und welche mit drei Modalwörtern.

Schildt, in dessen Konzept die vier Fachtexte mit relativ ausgedehntem Modalwortgebrauch nicht passen, entwirft eine Erklärung, die wenig überzeugend ist:

Da drei der vier Texte aus den dreißiger Jahren des 16. Jh. [1531, 1534, 1534 – V.Ä.], also aus der zweiten Hälfte des Untersuchungszeitraumes stammen, könnte es möglich sein [...], daß gegen Ende des Untersuchungsabschnitts der Gebrauch von Modalwörtern allgemein zunimmt. (1987, 410)

Daß der vierte Text, ein Luther-Sermon,

„bereits aus dem Jahre 1520 stammt, dürfte dieser Annahme nicht grundsätzlich entgegenstehen, da [...] Luther ohnehin häufiger als seine Zeitgenossen Modalwörter verwendet.“ (Ebd.)

Diese Erklärung ist einerseits deshalb wenig überzeugend, weil Schildt unter den philosophisch-theologischen Fachtexten ohne Modalwörter ausgerechnet zwei Beispiele nennt, die aus den Jahren 1534 und 1529 stammen (1987, 404). Warum sind dann diese Texte, die ebenfalls aus der zweiten Hälfte des Untersuchungszeitraumes stammen, modalwortlos?

Andererseits ist sie deshalb nicht einsichtig, weil in Leipziger Frühdrucken aus der ersten Hälfte des 16. Jhs. epistemisches *mögen* in religiösen Schriften häufiger ist als in allen anderen von Roswitha Peilicke untersuchten Texttypen (Peilicke 1987, 363). Sollte durch Modalwörter ausgedrückte epistemische Modalität gegen und durch Modalverben ausgedrückte epistemische Modalität für den sachlichen Stil arbeiten?

Wie wir sehen, sind abgesicherte Aussagen über die Soziopragmatik des Modalwortgebrauchs im Omd. der ersten Hälfte des 16. Jhs. nicht zu machen – und schon gar nicht über die Soziopragmatik der Epistemifizierung. Etwas günstiger ist die Situation in den Zeiträumen 1570-1630 und 1670-1730, da hier die Ergebnisse nach Textgruppen und -sorten bzw. nach allen drei Typen von Modalwörtern aufgeschlüsselt wurden. Wir konzentrieren uns auf Typ I, der ja überwiegend epistemische Modalwörter umfaßt.

Zeitraum 1570-1630:

Unter den Textgruppen gibt es – mit Ausnahme der Rechtstexte – keine signifikanten Unterschiede hinsichtlich der Zahl der Modalwörter des Typs I (Schildt 1992, 436):

Unterhaltende Texte (12 Modalwörter des Typs I), Chronikalische und Berichtstexte (11), Sach- und Fachliteratur (10), Religiöse Texte (10) Privattexte (= Briefe) (10), Rechtstexte (3).

Für die Textsorten gilt – mit Ausnahme der Zeitungen und der Rechtstexte – im wesentlichen das gleiche (ebd.):

Chroniken (11), Roman (9), Volksbuch (9), Fachliteratur (9), Sprachtexte (8), Reisebeschreibung (7), Sprichwörter (7), Hausväterliteratur (6), Zeitungen (3). (Die Textgruppen ‚Religiöse Texte‘ und ‚Rechtstexte‘ wurden nicht weiter in Textsorten gegliedert, die Textgruppe ‚Privattexte‘ umfaßt nur Briefe.)

Hier ist schon mehr als auffallend, daß die nüchtern und eher informierend sein sollende Sach- und Fachliteratur und deren Textsorten den anderen Textgruppen und -sorten keinesfalls hinterherhinken. Es ist ebenfalls auffallend, daß den letzten Platz die Zeitungen und die Rechtstexte, die nach den ‚Leipziger‘ Faktoren ‚gegenstandsangemessener Stil‘, ‚inneres Beteiligtsein‘, ‚Autorenintention‘ und ‚Adressatenspezifik‘ wohl nicht sehr viel gemein haben dürften, gemeinsam belegen.

Daß sich die frühen Zeitungen auf die „reine Berichterstattung“ konzentrieren (1992, 437) und insofern einen nüchternen Stil haben, mag noch stimmen. Daß sie sich aber in krassem Gegensatz zu den Rechtstexten, die Spezialistenwissen an Spezialisten vermitteln, an einen breiten und heterogenen Adressatenkreis wenden, steht wohl außer Frage.

Zeitraum 1670-1730:

Bei den Textgruppen (Schildt 1992, 458) führt hinsichtlich der Zahl der Modalwörter des Typs I die Sach- und Fachliteratur (21), gefolgt von den Unterhaltenden Texten (17) und den Privattexten (= Briefe + Lebensbeschreibungen) (17).

Weitere Reihenfolge: Chronikalische und Berichtstexte (10), Religiöse Texte (8), Rechtstexte (8).

Bei den Textsorten (ebd.) führt die Fachliteratur (19), gefolgt von Roman (15) und Sprachtexten (13).

Weitere Reihenfolge: Briefe (12), Lebensbeschreibungen (12), Zeitungen (10), Reisebeschreibung (6), Chroniken (1). (Die Textgruppen ‚Religiöse Texte‘ und ‚Rechtstexte‘ wurden auch hier nicht weiter in Textsorten gegliedert.)

Es fällt nicht nur die Dominanz der Sach- und Fachliteratur (bzw. der Textsorte ‚Fachliteratur‘) auf, sondern auch, daß Textgruppen und -sorten vergleichbare Werte aufweisen, die aufgrund der ‚Leipziger‘ Faktoren eher stark abweichen müßten. Gibt es etwa neue Faktoren für die Zeit von 1570-1730?

Schildts diesbezügliche Ausführungen (1992, 477-79) enthalten keine Überraschungen, denn wie schon bei den Leipziger Drucken sollen auch in der Zeit von 1570-1730 der gegenstandsangemessene Stil, das innere Beteiligtsein und die Intention des Autors bzw. der anvisierte Adressatenkreis maßgebend sein. Dabei scheint für Schildt die Gegenüberstellung von sachlicher Informierung und engagierter Beeinflussung paradigmatisch zu sein:

Für den Stil von Texten und Textsorten, in denen vorwiegend sachlich informiert und beschrieben wird, [...] ist das Fehlen oder ein äußerst geringer Einsatz von Modalwörtern typisch. Das gilt z. B. für Rechtstexte – Ordnungen und Satzungen – sowie Chroniken. Für Texte dagegen, in denen Einfluß auf die Menschen genommen werden soll, [...] sind Stilmuster charakteristisch, in denen von Modalwörtern häufiger Gebrauch gemacht wird. Das zeigt sich z. B. im unterhaltenden Schrifttum oder in den Privattexten in beiden Zeiträumen, in den Zeitungen sowie in der Sach- und Fachliteratur des 2. Untersuchungszeitraumes. (1992, 477)

Dieser Teil des Resümees enthält einerseits Feststellungen, die durch die eigenen Daten nicht untermauert werden. Andererseits werden hier bestimmte Zusammenhänge unterschlagen, was sich auf das Festhalten an einer Präkonzeption schließen läßt:

(1) Hinsichtlich des gesamten Modalwortgebrauchs stehen Chroniken unter den Textsorten von 1570-1630 an zweiter Stelle (hinsichtlich des epistemischen Modalwortgebrauchs sogar an erster), erst im Untersuchungszeitraum 1670-1730 fallen sie auf die letzte Stelle zurück.

(2) Die Sach- und Fachliteratur weist bereits im Zeitraum 1570-1630 mehr Modalwörter (und genauso viele epistemische Modalwörter) auf als (wie) die Privattexte. Im Zeitraum 1670-1730 wird der Abstand noch größer.

(3) Die Zeitungen belegen im Zeitraum 1570-1630 nicht nur bei Typ I, sondern auch hinsichtlich des gesamten Modalwortgebrauchs – zusammen mit den Rechtstexten – den letzten Platz.

(4) Die zum unterhaltenden Schrifttum gezählte Textsorte ‚Reisebeschreibung‘ weist im Zeitraum 1670-1730 wesentlich weniger Modalwörter auf als die Rechtstexte (dies gilt auch für die epistemischen Modalwörter).

Im zweiten Teil der Zusammenfassung geht Schildt auf die Frage der innovativen Textgruppen und -sorten beim Typ I ein (1992, 478):

Vorreiter in der Herausbildung neuer Modalwörter des Typs I seien die unterhaltenden Texte und im 2. Zeitraum die Zeitungen. Erst an einer späteren Stelle der Arbeit (1992, 484) erwähnt Schildt zusätzlich noch die Privattexte sowie im Zeitraum 1670-1730 die „Fachschriften“.

Es ist wiederum symptomatisch, wie zögerlich Schildt die ihm nicht zuzugende Vorreiterrolle der Sach- und Fachliteratur zugibt. Das belegt nicht nur das obige Resümee, in dem die Vorreiterrolle dieser Textgruppe nicht erwähnt wird. Auch an einer anderen Stelle der Arbeit zeigt der Autor sich geradezu skeptisch gegenüber den eigenen Ergebnissen:

Das Ausmaß der Bewertungen und Einschätzungen hat in dieser Textgruppe, *für die an sich nüchterne Sachverhaltsdarstellungen typisch sind* [Hervorhebung von mir – V.Á.], im 2. Zeitraum erheblich zugenommen. Damit sind Texte dieser Gruppe zwischen 1670 und 1730 produktiv geworden für die Ausbildung neuer sprachlicher Ausdrucksmittel in diesem Umfeld. (1992, 473)

Dialektales:

(1) Häufigkeit: Hinsichtlich des Modalwortgebrauchs registriert Schildt keine signifikanten Unterschiede zwischen den einzelnen Sprachlandschaften (Schildt 1992, 440; 462; 479). Dies gilt im wesentlichen auch für die Epistemik.

(2) Innovationen: Die dialektale Verteilung der (wahrscheinlichen) Neubildungen ergibt kein zuverlässiges Bild:

Im Zeitraum 1570-1630 sind es das Wobd. und Omd., in denen epistemische Modalwörter „offenbar neu in Gebrauch kommen“ (1992, 442). Oobd. Sach- und Fachliteratur wurde allerdings nicht ausgewertet, das Nrdd. kaum berücksichtigt (ebd., 441). (Neue nichtepistemische Modalwörter kommen vor allem im Oobd. auf.)

Im Zeitraum 1670-1730 seien nach Schildt (1992, 462) offenbar alle Sprachlandschaften an der Ausbildung neuer Modalwörter beteiligt. Dies stimmt aber nicht, falls man der Neubildungsliste von Schildt (ebd.) Glauben schenken darf. Denn die Liste enthält keine oobd. Neubildungen (obwohl in diesem Zeitraum oobd. Texte aus allen sechs Textgruppen herangezogen wurden). Im Bereich der Epistemik lassen sich – natürlich abgesehen vom Oobd. – in allen Sprachlandschaften (vermutliche) Neubildungen dokumentieren.

Zusammenfassung zum epistemischen Modalwortgebrauch von 1500-1730:

Der Vergleich der Daten zur Epistemik in den drei Zeiträumen läßt folgende Interpretation zu: Im 16./17. Jh. und frühen 18. Jh. fand im Deutschen ein intensiver Epistemifizierungsprozeß statt,¹⁹ der aller Wahrscheinlichkeit nach bereits im älteren Frnhd. einsetzte.²⁰ Möglicherweise entstanden in der Zeit von ca. 1550-1730 wenigstens 12 neue epistemische Modalwörter, von denen manche heute noch zum Kernbestand der Epistemik gehören (*vermutlich, wahrscheinlich, meiner Meinung nach*).

Über den soziopragmatischen Verlauf der Epistemifizierung kann die Schildtsche Textgruppen- und Textsortengliederung keinen Aufschluß geben. Auch die Faktoren, die nach Schildt den Modalwortgebrauch regulieren, können in ihrer Gesamtheit die Veränderungen im Modalwortgebrauch nicht erklären. (Damit soll aber nicht gesagt werden, daß sie überhaupt keinen Einfluß ausübten.) Wären diese Faktoren entscheidend, hätte z.B. der Abstieg von Chroniken vom ersten auf den letzten Platz nicht vorkommen dürfen. Oder die Textsorten ‚Fachliteratur‘, ‚Briefe‘ und ‚Roman‘ dürften keine vergleichbaren Werte haben. Und vor allem dürfte die Textgruppe ‚Sach- und Fachliteratur‘ gar nicht den ersten Platz von 1670-1730 belegen.

Was für den soziopragmatischen Verlauf des Epistemifizierungsprozesses gültig ist, gilt verstärkt für dessen eventuellen dialektalen Verlauf: Wir verfügen weder über verlässliche Daten noch über verlässliche Erklärungen.

19 Schildt registriert die Zunahme der Zahl und der Häufigkeit der Modalwörter in den Leipziger Drucken zum Ende des Untersuchungszeitraumes hin, d.h. auch innerhalb des Untersuchungszeitraumes (s. vor allem 1987, 426-431). Im Vergleich der Untersuchungszeiträume 1570-1630 und 1670-1730 stellt er fest (1992, 471): „Die wesentlichen Veränderungen haben sich bei jenen Modalwörtern vollzogen, durch die das Verhältnis des Sprechers zur Realität der Aussage ausgedrückt werden kann.“

20 Schildt (1987, 391) verzeichnet die Zunahme der Modalwörter im Vergleich zum Mittelalter, was sicherlich auch für die epistemischen Modalwörter gilt. Nach Valentin (1984, 193) gelte für die Geschichte der „Modalisatoren“ (= epistemischen Modalwörter) im wesentlichen das gleiche wie für die „Modalisationsverben“ (= epistemisch verwendeten Modalverben), nämlich, daß sie vor dem Frnhd. nur spärlich belegt sind.

2.3 Epistemischer Gebrauch von Modalverben

Zwar enthalten die vorhandenen Arbeiten einerseits wertvolle Hinweise auf allgemeine Entwicklungstendenzen und deren zeitliche Einordnung (vor allem Valentin 1984; Gamon 1993 [nur *mögen* und *müssen*] und Fritz 1997, 94-110), andererseits synchrone Bestandsaufnahmen für einzelne Texte und Textsorten des Frnhd. (vor allem Jäntti 1991 und Fritz 1991), doch existiert bis heute noch keine korpusunterstützte Längsschnitt-Untersuchung, von der ausgehend man sich an eine Erklärung heranwagen könnte. Daten sind noch am ehesten der großangelegten Arbeit von Schieb (1976) zum Verbalkomplex von 1470-1730 (mit den Untersuchungszeiträumen 1470-1530 und 1670-1730) zu entnehmen. Dabei ist nur eine Makroanalyse möglich, da einschlägige soziopragmatische und dialektale Angaben fehlen.

(1) Modalverben im zweigliedrigen Verbalkomplex:

Zeitraum 1470-1530:

Typ *wird tun* (1976, 77): 144 Belege (= 2,82% aller zweigliedrigen Verbalkomplexe): 143mal Futurauxiliar, einmal epistemisches Modalverb (= 0,02%);

Typ *will tun* (1976, 77f.): 536 Belege (= 10,46% aller zweigliedrigen Verbalkomplexe): 533 nichtepistemisch, 3 epistemisch (= 0,06%);

Typ *soll tun* (1976, 78): 622 Belege (= 12,2% aller zweigliedrigen Verbalkomplexe): 617 nichtepistemisch, 5 epistemisch (= 0,1%);

Typ *kann tun* (1976, 78): 99 Belege (= 1,9% aller zweigliedrigen Verbalkomplexe), nur nichtepistemisch;

Typ *mag/vermag tun* (1976, 78f.): 223 Belege (= 4,4% aller zweigliedrigen Verbalkomplexe): 217 nichtepistemisch, 6 epistemisch (= 0,12%);

Typ *darf tun* ‚kann tun, wagt zu tun‘ (1976, 79): 14 Belege, nur nichtepistemisch.

Typ *muß tun* (1976, 79): 274 Belege, nur nichtepistemisch;

Typ *muß nicht tun* (1976, 79f.): 10 Belege, nur nichtepistemisch;

Typ *darf/bedarf nicht tun* ‚braucht nicht zu tun‘ (1976, 80): 9 Belege, nur nichtepistemisch;

Typ *darf nicht tun* ‚darf nicht tun‘ (1976, 80): 20 Belege, nur nichtepistemisch.

Zeitraum 1670-1730:

Typ *wird tun* (1976, 146): 147 Belege (= 5,9% aller zweigliedrigen Verbalkomplexe): 127mal Futurauxiliar, 20mal epistemisches Modalverb (= 0,8%);

Typ *will tun* (1976, 146): 200 Belege (= 8% aller zweigliedrigen Verbalkomplexe), nur nichtepistemisch;

Typ *soll tun* (1976, 147): 102 Belege (= 4,1% aller zweigliedrigen Verbalkomplexe): 97 nichtepistemisch, 5 epistemisch (= 0,2%);

Typ *kann tun* (1976, 147): 199 Belege (= 8% aller zweigliedrigen Verbalkomplexe), wahrscheinlich nur nichtepistemisch (kein Kommentar von Schieb).

Typ *mag/möchte tun* (1976, 147): 45 Belege (= 1,88% aller zweigliedrigen Verbalkomplexe): 28 nichtepistemisch, 17 epistemisch (= 0,7%);

Typ *darf tun* (nichtepistemisch):

,wagt zu tun' (1976, 147): 2 Belege (im Verschwinden);

,darf (nicht) tun' (1976, 148): 10 Belege;

Typ *dürfte tun* (neu) (1976, 148): 3 Belege, nur epistemisch;

Typ *muß tun* 1670-1730 (1976, 147): 118 Belege, nur nichtepistemisch;

Typ *muß nicht tun* 1670-1730 (1976, 147): 11 Belege, nur nichtepistemisch;

Typ *darf nicht tun* ,braucht nicht zu tun' (1976, 148): 1 Beleg, nichtepistemisch.

Der Vergleich der beiden Zeiträume zeigt folgendes (verglichen wurden nicht die absoluten Zahlen, sondern die Proportion von Nichtepistemik und Epistemik):

neuer epistemischer Verbalkomplex: *dürfte tun*;

radikale Zunahme der epistemischen Verwendung: *wird tun, mag/möchte tun*²¹;

deutliche Zunahme der epistemischen Verwendung: *soll tun*;

statistisch vollkommen irrelevante Abnahme der epistemischen Verwendung: *will tun*.

(2) Modalverben im dreigliedrigen Verbalkomplex:

Schieb listet hier die Modalverben nicht einzeln auf, sondern subsumiert sie unter Konjugationstypen.

Zeitraum 1470-1530:

Typ *will getan haben* (1976, 111): 40 Belege (= 8,4% aller dreigliedrigen Verbalkomplexe): 24 *wollen*, 12 *sollen* und je einmal *können*, *mögen*, *müssen*, *dürfen*. „Zur Bezeichnung des Grades nicht erwiesener Realität begegnet dieser Verbkomplex noch nicht.“;

21 Peilicke, die *können* und *mögen* in Leipziger Frühdrucken der ersten Hälfte des 16. Jhs. und in der Zeit von 1570-1730 untersucht hat, stellt fest, daß epistemisches *mögen* (= bei ihr mit der Bedeutung ‚hypothetische Möglichkeit‘) im Vergleich zum mittelalterlichen Dt. ‚verstärkt herangezogen zu werden (scheint)‘ (1987, 379). Der prozentuale Anteil von epistemischem *mögen* wächst auch zwischen den Untersuchungszeiträumen 1570-1630 und 1670-1730 sehr deutlich. Man vergleiche die Belegzahlen zur Epistemik (Peilicke 1992, 364) mit der Gesamtzahl der Belege in beiden Zeiträumen (ebd., 350).

Typ *will gekommen sein* (1976, 111): 14 Belege (= 2,9% aller dreigliedrigen Verbalkomplexe): 6 *wollen*, 6 *sollen*, je einmal *können*, *mögen*. 13mal nichtepistemisch, einmal epistemisch;

(Zum Vergleich: Typ *hat tun wollen* (1976, 106): 38 Belege; Typ *hat tun gewollt* (1976, 105): 2 Belege.)

Zeitraum 1670-1730:

Typ *will getan haben* (1976, 179): 8 Belege (= 1,2% aller dreigliedrigen Verbalkomplexe): 3 *wollen*, 3 *sollen*, 2 *müssen*. 4mal nichtepistemisch, 4mal epistemisch;

Typ *muß gewesen sein* (1976, 179): 2 Belege (= 0,3% aller dreigliedrigen Verbalkomplexe), nur epistemisch.

(Zum Vergleich: Typ *hat tun wollen* (1976, 173): 27 Belege; Typ *hat tun gewollt* ist nicht mehr belegt.)

Wie wir sehen, entfällt im Zeitraum 1470-1530 ein einziger epistemischer Beleg auf 53 nichtepistemische. Im Zeitraum 1670-1730 entfallen hingegen 6 epistemische Belege auf 4 nichtepistemische. Dabei ist der Rückgang der älteren Konstruktionstypen mit Perfektpartizip (*will getan haben*; *will gekommen sein*) keineswegs überraschend, denn schließlich stellt die Herausbildung der analytischen Tempusformen von Modalverben einen wichtigen Schritt in der Grammatikalisierung des Tempussystems dar. Auf den ersten Blick überraschend ist nur, daß die älteren, im Tempussystem funktionslos gewordenen Konstruktionstypen nicht gänzlich verschwanden. Dies zeugt von einem großen Bedarf an neuen epistemischen Ausdrucksmöglichkeiten.

Schieb selbst zieht aus dem Vergleich der beiden Zeiträume folgendes Fazit:

Neben /hat tun wollen/ mit 7,1% [aller dreigliedrigen Verbalkomplexe zwischen 1670-1730 – V.Á.] steht der historisch ältere umgekehrte Typ mit gleichen syntaktisch-semanticen Merkmalen /will getan haben/ mit 1,2%, wovon aber nur noch die Hälfte als eigentliche Systemvariante zu werten ist, da der Verbkomplex ebenso häufig wie den Grad noch ausstehender Realisierung [Nichtepistemik – V.Á.] den Grad nicht erwiesener Realität [Epistemik – V.Á.] kennzeichnet, so daß sich eine semantische Differenzierung der beiden Typen anbahnt. (Schieb 1976, 204; s. auch ebd., 222f.)

Mit der epistemischen Refunktionalisierung der älteren Konstruktionstypen begann eine qualitativ neue Epoche in der Grammatikalisierung der epistemischen Ausdrucksmöglichkeiten: Zum ersten Mal in der Geschichte des Deutschen entstand ein grammatisches Paradigma (mit der Phasenopposition ‚unvollzogen/vollzogen‘) im Dienste der Epistemik (Typ *soll tun* vs. Typ *soll getan haben*).

2.4 Assertive Sprechaktverben

Assertive Sprechaktverben sind „Argumentationswörter“ (von Polenz 1988), mit denen Urteile über den Wahrheitsgehalt von Propositionen ausgedrückt werden können. Im heutigen Deutsch ist ihr Bestand derart ausgedehnt, daß die Lexikologie und die Lexikographie wohl noch gar nicht alle analysiert bzw. inventarisiert haben. Z.B. ist mir erst nach der Lektüre der Arbeiten von Tregidgo (1982, 76) und Sweetser (1990, 69) bewußt geworden, daß nicht nur engl. *to insist*, sondern auch dt. *bestehen auf* zweideutig ist: Es kann sowohl nichtepistemisch (Wollen, Insistieren) wie auch epistemisch (als assertives Sprechaktverb) gebraucht werden:

- (a) *Der Augenzeuge besteht darauf, daß ihm alle Verdächtigten vorgeführt werden.*
 (b) *Der Augenzeuge besteht darauf, daß der Mann mit der Nr.7 der Täter war.*

Da die Wörterbücher die Lesarten (a) und (b) nicht trennen, bleibt die Sprechakt-Lesart sozusagen automatisch unbeachtet. Dies gilt auch für die großen historischen Wörterbücher (DWB, Paul 1992), weshalb die Herausbildung der epistemischen Lesart bei diesem Verb nicht nachgezeichnet werden kann.²²

Ich habe aufs Geratewohl 10 assertive Sprechaktverben ausgewählt und die Wörterbuchangaben zu ihnen im DWB, in Paul 1992 und – soweit schon erschienen – im FWB eingesehen. Ergänzt werden konnten diese Recherchen durch die einschlägigen Analysen von Peter von Polenz (1988) zu Texten von Thomas Müntzer (der untersuchte Text stammt aus dem Jahre 1524), Georg Forster (1792), Christian Thomasius (1691) und Christian Wolff (1713 und 1724):²³

- (1) *annehmen* ‚hypothetisch voraussetzen, vermuten‘:

Im FWB ist die epistemische Bedeutung nicht belegt.

22 Bezeichnenderweise führt weder das DWB noch Paul 1992 Belege mit „performativen Obersätzen“/„Vollzugsausdrücken“ (von Polenz 1985, 214) wie *X besteht darauf, daß... an*. Die Möglichkeit eines „epistemischen Insistierens“ (d.h. die der Lesart ‚auf der Meinung bestehen, daß...‘) bleibt auf diese Weise verdeckt.

23 Die Liste der Argumentationswörter bei Müntzer und bei Forster findet sich auf S. 191, die der Sprachhandlungsverben bei Thomasius und Wolff auf S. 194 in der Arbeit von v. Polenz (1988). In der letzteren Liste, die Peter von Polenz aus der Trierer Magisterarbeit von Ulla Biehl übernommen hat, ist nicht gekennzeichnet, ob ein bestimmtes Verb nur bei Thomasius, nur bei Wolff oder bei beiden belegbar ist. Deshalb benutze ich unten an den einschlägigen Stellen die Formulierung *Thomasius und/oder Wolff*.

Die Erstbelege des DWB in der epistemischen Bedeutung stammen von Klinger, Goethe, Gotter und Kant. (Die Zuordnung des Partizipialattribut-Belegs von Hagedorn – „mit angenommener traurigkeit“ (DWB I, 415) – zur Epistemik ist eher fraglich.)

Nach Paul 1992 ist die Verwendung *annehmen*, *daß...* in der Bedeutung ‚hypothetisch voraussetzen‘ seit Christian Wolff, in der Bedeutung ‚vermuten‘ seit Goethe belegt.

In den von Peter von Polenz untersuchten Texten ist epistemisches *annehmen* nur bei Georg Forster belegt.

(2) *behaupten* ‚eine Meinung, Vermutung aufstellen‘:

Nach dem FWB kommt das Verb überhaupt erst im mittleren und späteren Frnhd. auf. Die epistemische Bedeutung ist zuerst in Form einer Wortklärung in einem Wörterbuch aus dem Jahre 1564 belegt. Belege mit performativen Obersätzen gibt es erst aus dem 17. Jh.

Nach dem DWB, das die Bedeutung ‚eine meinung/etw. behaupten‘ an letzter Stelle unter den Bedeutungen erwähnt und das einen Kant-Beleg anführt, kommt das Verb erst im 17. Jh. auf. Angesichts des FWB-Belegs aus dem Jahre 1564 gilt diese Einschätzung als überholt.

Paul 1992 beruft sich aufs DWB und führt denselben Kant-Beleg an.

In den von Peter von Polenz untersuchten Texten ist epistemisches *behaupten* bei Georg Forster bzw. bei Thomasius und/oder Wolff belegt.

(3) *beobachten* ‚wahrnehmen (Observativ), bemerken, feststellen (Spekulativ oder Deduktiv)‘:

Nach dem DWB kommt das Wort erst im 17. Jh. auf (bestimmt von lat. *observare*/frz. *observer*).

Der Kommentar in Paul 1992 – „auf etw. achten‘ häufig auf wiss. Tätigkeit bezogen“ (ebd., 112) – legt nahe, daß sich im 17. Jh. nur die observativ-epistemische Bedeutung herausbildete.

In den von Peter von Polenz untersuchten Texten ist *beobachten* nicht belegt.

(4) *denken* ‚meinen, glauben‘:

Die einschlägige Bedeutungsangabe des DWB („glauben, vermuten, dafür halten, sich vorstellen, opinari, in mentem ducere, sentire“, DWB II, 935) ist recht großzügig – so wie es auch unter den Belegen viele nicht epistemische gibt. Sicher epistemische Frühestbelege mit performativem Obersatz stammen aus der Luther-Bibel, von Hans Sachs, Logau und Gellert.

Paul 1992, 167f.: Die Bedeutung ‚meinen‘ ist nicht angeführt.

In den von Peter von Polenz untersuchten Texten ist epistemisches *denken* nicht belegt.

(5) *einräumen* ‚als zutreffend eingestehen, zugeben, anerkennen‘:

Das DWB gibt Stieler 1535 als frühesten Fundort an, bringt jedoch keinen Beleg (was kein Zufall ist, da Kaspar Stieler erst im 17. Jh. geboren wurde²⁴). Es führt auch keinen einzigen Beleg mit performativem Obersatz an (nur *jmd. räumt (jmdm.) etw. ein*).

Nach Paul (1992, 208) ist das Verb in der Bedeutung ‚zugestehen‘ schon bei Luther belegt. Mit der Bedeutungsangabe ‚zugestehen‘ ist jedoch noch nicht geklärt, ob der formaljuristische Akt der Zuerkennung eines Rechts oder die epistemische Bedeutung ‚als zutreffend eingestehen, zugeben, anerkennen‘ gemeint ist (s. von Polenz 1988, 217). Das synonyme *zugestehen* ist in der epistemischen Lesart erst ab Ende des 17. Jhs. belegt, während die juristische Bedeutung bereits frnhd. ist (ebd.).

In den von Peter von Polenz untersuchten Texten ist *einräumen* bei Thomasius und/oder Wolff belegt. Bei Forster sind jedoch die Synonyma *zugeben* und *bekennen* (‚zugeben, einräumen‘) belegt.

(6) *glauben* ‚vermuten, für wahr/wahrscheinlich halten‘:

Die Erstbelege des DWB sind von Tauler und von Heinrich v. Hesler (erste Hälfte des 14. Jhs.). Ansonsten wird noch ein Kant-Beleg angeführt.

Nach Paul 1992 ist epistemisches *glauben* frnhd.

In den von Peter von Polenz untersuchten Texten ist epistemisches *glauben* bereits bei Müntzer (sogar dreimal) belegt. Auch bei Forster kommt es häufig (fünfmal) vor, während es bei Thomasius und Wolff nicht belegt ist.

(7) *meinen* ‚glauben, der Ansicht sein‘:

Nach der Bedeutungsangabe ‚glauben, dafürhalten, wännen‘ des DWB findet sich ein Hinweis auf Josua Maaler (16.Jh.), aber kein Beleg.²⁵ Strukturell konnte die Bedeutung sowohl ohne als auch mit performativem Obersatz realisiert werden. Die Struktur ohne performativen Obersatz (*jmd. meint jmdn./etw....*, z.B. „ich meinte ihn schon über alle berge“, DWB VI, 1931) ist bei Stieler, Luther, S. Brant und Fleming belegt. Die Struktur mit performativem Obersatz findet sich in der dt. Städtechronik, der Luther-Bibel, bei Gellert und bei Lessing.

Nach Paul 1992 ist die epistemische Bedeutung schon bei Luther vorhanden (für mhd. *waenen*).

24 Diesen Hinweis verdanke ich Christiane Schlaps (Heidelberg).

25 In Maalers „Die Teütsch sprach“ von 1561 findet sich auf S. 287^v ein einschlägiger Beleg: „Was Meinst du das darauß werde.“

In den von Peter von Polenz untersuchten Texten ist epistemisches *meinen* sowohl bei Müntzer wie auch bei Forster wie auch bei Thomasius und/oder Wolff belegt.

(8) *schätzen* ‚denken, meinen‘:

Nach dem DWB stammt der erste Beleg mit performativem Obersatz (also nicht: *jmd. schätzt jmdn. etw.*) aus dem „Simplicissimus“ (17.Jh.).

Nach Paul 1992 wird epistemisches *schätzen* seit dem Frnhd. verwendet.

In den von Peter von Polenz untersuchten Texten ist epistemisches *schätzen* nicht belegt.

(9) *scheinen* (*jmd. scheint...(zu) sein/jmdm. scheint, daß.../es scheint (jmdm.), daß...*) ‚den Eindruck machen/den Eindruck haben‘:

Die DWB-Erstbelege sind alle frnhd.: *scheinen* ohne *zu+Inf.* bei Luther; *scheinen* mit *zu+Inf.* im Reineke Fuchs; *es scheint* mit *als-ob*-Satz in der Luther-Bibel und *es scheint* mit *daß*-Satz bei Rompler v. Löwenhalt (1647). Die Struktur mit Dativvalenz des Obersatzverbs (*es scheint jmdm., daß.../jmdm. scheint, daß...*) wird nicht nachgewiesen.

Paul 1992 belegt die Konstruktion mit *zu+Inf.* (*Er scheint ein ehrlicher Mann zuseyn*) bei Stieler. Die Konstruktionen mit performativen Obersätzen (*jmdm. scheint, daß.../es scheint (jmdm.), daß...*) bilden sich jedoch erst im 18. Jh. heraus.

In den von Peter von Polenz untersuchten Texten ist epistemisches *scheinen* nicht belegt. Nachgewiesen werden konnten hingegen die Synonyma *dunken* (Müntzer), *halten für* (Forster, Thomasius und/oder Wolff), *erkennen für* (Forster) und *dafürhalten* (Thomasius und/oder Wolff).

(10) *vermuten* ‚annehmen, mutmaßen, für möglich halten‘:

Das DWB belegt die epistemische Bedeutung bei Opitz, Goethe, Lessing und Kant.

Das Wort ist nach Paul 1992 überhaupt erst seit dem 16.Jh. belegt. Aus Paul 1992 geht aber nicht hervor, ob die epistemische Verwendung in performativen Obersätzen bereits im 16.Jh. belegt ist. Dies ist allerdings sehr wahrscheinlich, denn die „heutige argumentative Bedeutung“ ist nach von Polenz (1988, 196), der auch weitere Wörterbücher konsultierte, bereits im 16.Jh. nachweisbar.

In den von Peter von Polenz untersuchten Texten kommt *vermuten* bei Forster bzw. bei Thomasius und/oder Wolff vor.

Diese Stichproben deuten darauf hin, daß die Epistemifizierung erst im Frnhd. einsetzte und daß sie im späteren Frnhd. bzw. im frühen Nhd. qualitativ und

quantitativ neue Ausmaße annahm. Unter qualitativ neuen Ausmaßen verstehe ich einerseits die starke Ausdifferenzierung des epistemischen Sprechaktwortschatzes, d.h. eine bemerkenswerte Zunahme von Nuancierungsmöglichkeiten für den Ausdruck von Wahrscheinlichkeit und epistemischer Möglichkeit. Andererseits verstehe ich darunter eine deutliche Syntaktifizierungstendenz: Grammatische Strukturen, die keine formale Trennung von Handlungsgehalt (Sprecherhandlung inkl. Sprechereinstellung) und Aussagegehalt (Proposition) ermöglichen, werden zunehmend durch Strukturen mit performativem Ober-satz abgelöst. Man vergleiche:

- (a) *Wie alt [...] schätzen Sie ihn?* (Schiller, nach Paul 1992, 723)
- (b) *Was schätzen Sie, wie alt er ist?*
- (a) *Ich meinte ihn schon über alle Berge.*
- (b) *Ich meinte, daß er schon über alle Berge ist.*

Die (b)-Sätze repräsentieren den stärker syntaktifizierten Strukturtyp, der sich auch später herausbildet.

Eher in die Rubrik ‚quantitativ neue Ausmaße‘ gehört scheinbar der Befund, daß sich Forster, Thomasius und Wolff viel stärker auf den neuen epistemischen – bzw. generell: auf den argumentativen – Wortschatz stützen als Müntzer. In Wirklichkeit geht es aber auch hier um eine qualitative Veränderung, die Peter von Polenz im Hinblick auf den Unterschied zwischen Müntzer und Forster wie folgt charakterisiert:

Gewandelt hat sich die bevorzugte Wahl von Handlungstypen und Handlungsbezeichnungen in bestimmten Textsorten; es ist Stilwandel, dessen Triebkräfte primär vom Wandel des Verständnisses von Rollen- und Adressatenbeziehungen herkommen. (von Polenz 1988, 197f.)

Den „Wandel des Verständnisses von Rollen- und Adressatenbeziehungen“ würde ich einen *kommunikativen Bewußtseinswandel* nennen: Zunehmend wird man (= diejenigen, die professionell mit Schrift/Schreiben zu tun haben) sich dessen bewußt, daß Sprechen (= Schreiben + Sprechen) die Welt und die eigenen Gedanken nicht einfach abbildet, sondern daß es realitäts(mit)-erzeugend ist. Indem man zunehmend auch über die eigenen Aussagen reflektiert, schafft man eine neue Kommunikationskultur, die sich in der Aufklärungszeit herauskristallisiert und die die Philosophie und Dichtung insbesondere des 20. Jhs. prägt. Diese neue Kultur des (auch) metakommunikativen Sprechens ist in der Diktion der großen Dichter und Wissenschaftler des 20. Jhs. bereits so tief verwurzelt, daß sie massiv auch auf die mündliche Ausdrucksweise übergreift, wie die feinfühligste Analyse von Georg Stötzel (1978), der ein Böll-Interview untersucht hatte, besonders eindrucksvoll belegt.²⁶

26 Ich danke Fritz Hermanns (Heidelberg/Bayreuth), der mich auf den Aufsatz von Georg Stötzel aufmerksam gemacht hat.

Die Frage ist ‚nur‘, wo der „Wandel des Verständnisses von Rollen- und Adressatenbeziehungen“, wo die neue Kultur des metakommunikativen Sprechens selbst herkommt.

2.5 Epistemifizierung und Literalisierung

Die Zusammenstellung der Befunde zu den epistemischen Modalwörtern, zum epistemischen Gebrauch der Modalverben und zu den assertiven Sprechakten legt trotz der ungünstigen Forschungssituation die folgende vorsichtige Interpretation der Sachlage nahe:

Im nachmittelalterlichen Deutsch setzte ein Epistemifizierungsprozeß ein, der im 16.-18. Jh. eine deutliche Intensivierung erfuhr.²⁷ Im Bereich der Modalität, die sich „zwischen der objektorientierten *Modifikation* und der subjektorientierten *Modalisation*“ (Kölller 1995, 42) bewegt, fand also eine auffällige konzeptuelle Verschiebung in Richtung Subjektorientiertheit statt.

Vergleichbares gilt übrigens auch für das Englische, wo die Epistemifizierung im wesentlichen im späten Mittelenglischen anfangt, aber erst im späten Frühneuenglischen bzw. im Neuenglischen größere Ausmaße annahm (Shepherd 1982, 317f.; Traugott 1989, 35–48).

Es stellt sich nun die Frage, wie dieser Epistemifizierungsprozeß erklärt werden kann.

Die Aufgabe ist methodisch insofern diffizil, als es kaum möglich sein dürfte, auf direktem empirischen Wege Argumente für irgendeine Erklärung zu sammeln. Ich halte es jedoch für möglich, das Problem sozusagen indirekt empirisch zu behandeln. Dazu soll von folgender Hypothese ausgegangen werden:

27 Mit Einsetzen meine ich natürlich nicht, daß im mittelalterlichen Dt. kein einziges Sprachzeichen epistemisch gebraucht worden wäre. Von den Modalverben konnte *mögen* (ahd. *mugan*) bereits im Ahd. epistemisch verwendet werden (Gamon 1993, 148f.; Fritz 1991, 45; Fritz 1997, 94f.). Die epistemische Verwendungsweise von *dürfen* soll nach Valentin (1984, 189) im „Nibelungenlied“ (als *dorfte*) belegt sein. (Fritz (1997, 10) meint hingegen, sie sei erst um 1500 nachweisbar.) Bekannt ist auch das assertive Sprechaktenverb *wähnen* (mhd. *waenen*), das etwa im BMZ (III, 496) in der Bedeutung ‚meinen, glauben, vermuten‘ angeführt wird. Entscheidend für ein ‚Einsetzen‘ ist vielmehr, daß Type- wie Token-Frequenz einen Wert erreichen, den man nicht mehr als die bloße Summe von vereinzelt individuellen Neuerungen (im Sinne von Coseriu) interpretieren kann. Wohl in diesem Sinne ist auch Valentin (1984, 190) zu verstehen, nach dem „es in der älteren Sprache kein Verb mit einer ausgesprochen modalisierenden Gebrauchsweise bzw. Bedeutung (gegeben hat).“ Fritz (1991, 45) stellt fest, daß das Repertoire an epistemischen Verwendungsweisen von Modalverben in den Zeitungstexten von 1609 „dasjenige des Mhd. deutlich übertrifft“. S. hierzu auch Anm.20.

Epistemifizierung ist an die zunehmende Literalisierung der Gesamtkultur, ihre Intensivierung an die Herausbildung und Verbreitung der typographischen Kultur gebunden. M.a.W. ist die Epistemifizierung im Deutschen eng verbunden mit dem in Deutschland um 1400 eingeleiteten und „bis heute andauernde(n) Papier-, Schreib- und Druckzeitalter“ (von Polenz 1991, 114). Somit kann die Epistemifizierung als eine Erscheinungsform der *raison graphique*, einer „nouvelle forme de technologie intellectuelle“, einer „nouvelle forme de rationalité“ (Auroux 1996, 58f.), die an die Schriftkultur gebunden ist, angesehen werden.²⁸

Bevor ich versuche, diese Behauptungen zu begründen, möchte ich darauf verweisen, daß sich in den zitierten Untersuchungen von Schildt eine durchaus vergleichbare Auffassung findet:

(1) Um die Zunahme der Modalwörter in der ersten Hälfte des 16. Jhs. im Vergleich zum Mittelalter zu begründen, formuliert Schildt (1987, 391) folgende Hypothese:

Die Zunahme der Zahl von Modalwörtern bzw. auch als Modalwörter verwendeter Lexeme in der geschriebenen Literatursprache des 16. Jhs. hängt mit dem wachsenden Grad der Verschriftlichung des Kommunikationsprozesses zusammen [...].

(2) Zur Erklärung der Intensivierung des Modalwortgebrauchs 1570-1730 schreibt er in der Zusammenfassung von 1990 (gleicher Wortlaut auch in Schildt 1992, 483) folgendes:

Es bildeten sich auch neue Formen der Kommunikation aus. Dabei ist besonders daran zu denken, daß – *unterstützt durch die Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern durch Gutenberg* [Hervorhebung von mir – V.Ä.] – vor allem die schriftliche Kommunikation einen bedeutenden Aufschwung erlebte. Es entwickelten sich spezifische, für die schriftliche Kommunikation charakteristische Verhaltensmuster und Verfahrensweisen. (1990, 161)

Und nun zurück zu meiner Hypothese: Es gilt zu begründen, daß Epistemifizierung mit der sukzessiven Ablösung der oralen Kultur des Mittelalters verbunden ist. Dazu müssen wir zuerst den Versuch unternehmen, uns in das ‚Weltbild‘, in das Denken von oralen Menschen²⁹ hineinzusetzen. Aus der

28 Der treffende Ausdruck *raison graphique* wurde von den französischen Übersetzern von Jack Goodys „The Domestication of the Savage Mind“ als Buchtitel eingeführt. Der Originaltitel wurde in der Übersetzung von J. Bazin und A. Bensa zum Untertitel: „La raison graphique. La domestication de la pensée sauvage.“ (Im übrigen ist der Ausdruck *the Savage Mind* in Goodys Buchtitel eine Anspielung auf „La Pensée sauvage“ von Claude Lévi-Strauss. Mit der französischen Übersetzung von Goodys Arbeit schloß sich also auch ein französisch-englisch-französischer ‚Titelzirkel‘.)

29 In der Heidelberger Diskussion des Vortrags wurde mit Recht darauf hingewiesen, daß es *den* oralen Menschen nicht gibt. Dazu möchte ich folgendes hinzufügen: Obwohl die Konstruktion ‚oraler Mensch‘ eine hochgradige Idealisierung darstellt, ist sie jedoch - im Gegensatz etwa zum ‚durchschnittlichen Sprecher‘ - methodologisch nicht inadäquat. Unter ‚oralen Menschen‘ (ohne nähere Kennzeichnung) verstehe ich Menschen, die weder schreiben noch lesen können, keine Schulausbildung gehabt haben und deren Muttersprache überhaupt nicht verschriftet ist

Sicht unserer Problemstellung scheinen mir dabei zwei miteinander zusammenhängende Charakteristika oralen Denkens von Bedeutung zu sein:

(1) „Orale Kulturen besitzen keine vom Schreiben abhängigen analytischen Kategorien, die das Wissen aus der Distanz zur gelebten Erfahrung strukturieren könnten.“ (Ong 1987, 47).

Es ist nämlich die Schrift, die die Unterscheidung zwischen autonom Gegebenem/Formalem und dessen Inhalt/Interpretation erst schafft (das ist die sog. „given-interpretation distinction“, vgl. Olson 1991a).

(2) „Orale Kulturen pflegen Begriffe in einem situativen, operativen Bezugsrahmen anzuwenden, der wenig abstrakt ist, so daß sie dem Leben der Menschen nahe bleiben.“ (Ong 1987, 54).

Greenfield (1972, 169) spricht vom kontextdependenten Denken der oralen Menschen, das in engem Zusammenhang mit ihrem kontextdependenten Sprechen stehe.

Um diese zwei Merkmale oralen Denkens zu veranschaulichen, möchte ich auf drei unabhängige Untersuchungen verweisen:

(a) Oralen – genauer: auditiv-taktilen – Menschen gelingt es nicht, einem Film zu folgen (experimentiert wurde mit Eingeborenen von Ghana, s. McLuhan 1995, 48f.). Erstens können sie nicht in die „passive Rolle eines Konsumenten“ (ebd., 48) gezwungen werden, sie wollen sich beteiligen. Zweitens erfassen sie die Story eines Films nicht richtig, weil sie als Nichtalphabetisierte auf einen globalen (visuellen) „Systemraum“ hin nicht sozialisiert wurden. Sie haben monadenhafte Eindrücke von bestimmten unwesentlichen Szenen, die einem alphabetisch Visualisierten erst gar nicht auffallen. Der Raum, in dem sie leben, ist kein „Systemraum“, sondern eher ein (auditiv-taktiler) „Aggregatraum“, wie er für nichtzentralperspektivische Darstellungsweisen in der Malerei – etwa für die altägyptische Kunst oder für Cézanne – charakteristisch ist.³⁰

(b) In seinen äußerst erhellenden Experimenten mit nichtlitalisierten Bauern in Rußland hat Lurija (engl. Luria) nachgewiesen, daß diese deduktiver Schlüsse unfähig sind. Z.B. stellte er die folgenden Prämissen zur Diskussion

(die folglich auch keinerlei Kontakt zu ‚literalen Menschen‘ ihrer Sprachgemeinschaft haben können, da es ja deren gar keine gibt). Solche ‚prototypisch‘ oralen Fleisch-und-Blut-Menschen gab es und gibt es wohl noch immer ungeachtet der unbestreitbaren Tatsache, daß sie zu verschiedenen Zeiten lebten/leben und daß sie in ganz unterschiedlichen Ländern und Kulturen heimisch waren/sind. Daß es verschiedene Grade/Abstufungen und Ausprägungen der Oralität - von maximaler/ ‚prototypischer‘ bis hin zur minimalen/residualen Oralität - gibt, kann und soll natürlich nicht in Abrede gestellt werden.

³⁰ Die Begriffe ‚Systemraum‘ und ‚Aggregatraum‘ stammen von dem Kunstwissenschaftler Erwin Panofsky (Köller 1993, 21 und 24). Mehr dazu in Abschnitt 4.

(Luria 1976, 108): „Im hohen Norden, wo es Schnee gibt, sind die Bären weiß. Novaja Zemlja liegt im hohen Norden, und dort ist stets Schnee. Welche Farbe haben die Bären?“ Eine typische Antwort lautete (ebd., 109): „Ich weiß nicht. Ich habe einen schwarzen Bären gesehen. Andere kenne ich nicht... Jeder Ort hat seine eigenen Tiere [...]“ (Auch historisch ist das Aufkommen von Syllogismen an frühe Schriftkulturen gebunden, s. Goody 1987, 278f.)

(c) In ihrer Studie verglich Patricia M. Greenfield (1972, 172f.) senegalesische Wolofkinder mit und ohne Schulausbildung.³¹ Die Kinder hatten die Aufgabe, Bilder oder Gegenstände zu sortieren. Dann wurden sie nach dem Grund ihrer Entscheidung befragt. Ausschlaggebend war dabei die Frageformulierung der Versuchsleiterin. Die Frage „Warum *sagst* (oder *meinst*) du, daß diese [Bilder/Gegenstände] einander ähnlich sind?“ stieß bei den oralen Kindern auf allgemeines Unverständnis, sie reagierten auf sie mit Schweigen. Wenn hingegen gefragt wurde „Warum *sind* diese [Bilder/Gegenstände] einander ähnlich?“, gab es plötzlich keine Kommunikationsschwierigkeiten mehr, diese Art von Frage konnte von den Kindern problemlos beantwortet werden. Greenfield zieht aus diesen und anderen Untersuchungsergebnissen den Schluß, daß orale Denken egozentrisch ist in dem Sinne, daß orale Menschen die eigene Denkperspektive verabsolutieren. Ihnen fehlt das Ichbewußtsein, das notwendig wäre, einerseits um zwischen den eigenen Gedanken und Aussagen über einen Sachverhalt und dem Sachverhalt selbst zu unterscheiden, andererseits um sich in die Perspektive von anderen Personen hineinzuversetzen. Kurz: Greenfield ist zu dem Ergebnis gekommen,

daß die Erlernung der Schrift wesentlich zur *Ausbildung des reflexiven Denkens und der persönlichen Identität* beitrage, weil durch die Beherrschung der Schrift das perspektivische Sehen, *die Begründung persönlicher Standpunkte* und die Antizipation anderer Denkpositionen gefördert werde. (Köller 1988, 169; Hervorhebungen von mir – V.Á.) S. hierzu auch Reiss 1986, 59-91.

Aus der Sicht unserer Problemstellung enthalten diese Untersuchungsergebnisse eine ganze Reihe wichtiger Hinweise:

Orale Menschen wollen nicht und können wohl auch nicht Ereignisse (abstrakt) darstellen, beschreiben, sie wollen und können nur die Ereignisse (konkret) leben. Daraus folgt einerseits, daß sie kein Bedürfnis haben, Informationen über die Welt auf logischem Wege zu gewinnen. Sie stützen sich lieber auf eigene Erfahrungen. Andererseits folgt daraus, daß für sie das Sprechen im wesentlichen keinen Inhalt hat.³² Es gibt nicht die Ereignisse auf der einen

31 Es gab drei Altersgruppen: 6- bis 7jährige, 8- bis 9jährige und 11- bis 13jährige.

32 Die Einschränkung *im wesentlichen* ist notwendig, denn einfache Formen des Sprachbewußtseins sind auch bei oralen Sprachgemeinschaften zu beobachten. Die ‚orale Metasprache‘ enthält normalerweise Ausdrücke für ‚sprechen‘, ‚sagen‘, ‚fragen‘, ‚Lied‘ und dergleichen, jedoch

Seite, auf die auf der anderen Seite mit sprachlichen Zeichen (Formen + Inhalten) referiert wird. Sprechen ist Handeln, eine scharfe Trennung zwischen Sprache und referierter Welt existiert nicht. Da orale Menschen in einem „Aggregatraum“ leben und kein Ichbewußtsein im modernen Sinne haben, wird ihnen nicht bewußt, daß ihre Wahrnehmung individuell und daß ihr Denken egozentrisch ist, d.h., daß ihre Wahrnehmung und ihr Denken in perspektivischer Opposition zu der Wahrnehmung und zu dem Denken von anderen stehen.³³ Somit haben sie weder eine persönliche Identität im modernen Sinne noch das Bedürfnis, individuelle Standpunkte zu thematisieren und zu begründen.

Die Verbindung zum Epistemifizierungsproblem scheint mir ganz offensichtlich. Epistemik ist mit Äußerungsbegründung (s. Eroms 1980, 92-97) verbunden, d.h., sie setzt eine Trennung zwischen Proposition und Sachverhalt voraus. Ohne die schriftkulturelle, d.h. alphabetisch-visuelle, Idee eines vom Handlungszusammenhang losgelösten Äußerungsinhalts kann man sich die Herausbildung der Epistemik schlecht vorstellen.

Durch die Schrift geraten wir nicht nur in eine größere *analytische* Distanz zu der Sprache, sondern auch zu dem, was sprachlich objektiviert und mitgeteilt wird. (Köller 1988, 156)

Ebenfalls schlecht vorstellbar ist die Herausbildung der Epistemik ohne das Bewußtsein der persönlichen Identität des Sprechers, das ja die Voraussetzung für die Begründung persönlicher Standpunkte darstellt. Bei der Herausbildung der Epistemik müssen die neu erworbene Fertigkeit zur analytischen Distanzhaltung und das neu erworbene Bewußtsein der persönlichen Identität eng ‚zusammenarbeiten‘: Ein oraler Mensch würde nie Sätze äußern wie:

Er muß ein tapferer Mensch sein, denn er hat neulich zwei Bären erlegt.

Er ist mit hoher Wahrscheinlichkeit ein tapferer Mensch, denn er hat neulich zwei Bären erlegt.

Eine epistemische Kategorie wie etwa ‚evidenzgestützte Notwendigkeit‘ steht nämlich gar nicht mit der ‚gelebten Erfahrung‘ im Zusammenhang, sondern vielmehr – so paradox es auch klingen mag – mit deren ‚subjektiver Objektivierung‘, die nur aus der visuell und abstrakt geschulten Distanzhaltung eines Ichbewußtseins möglich ist. Epistemik ist ein gutes Beispiel für die Trennung des Wissenden – des reflektierenden Sprechers – vom Wissensstoff – der ‚ge-

keine Bezeichnungen etwa für ‚feststellen‘, ‚annehmen‘, ‚erklären‘, ‚schlußfolgern‘, ‚glauben‘ (Olson 1991b, 262f.). S. auch Anm.34.

33 Der hier verwendete Egozentrismusbegriff hat nichts zu tun mit dem Asozialität assoziierenden Alltagsbegriff, sondern ist im Sinne des Egozentrismusbegriffs der Piaget-Schule zu verstehen. Vgl. hierzu Abschnitt 4.

lebten Erfahrung“ –, wie sie nach Ong (1987, 50f.) in oralen Kulturen undenkbar ist.³⁴

Schließlich: Wer deduktiver Schlüsse nicht fähig ist oder wer sich aus Gründen seiner (auditiv-taktilen) Sozialisierung auf sie nicht einläßt, ist induktiver Schlüsse, die ja für das epistemische Denken unabdingbar sind, erst recht nicht fähig. Dem situativen, operativen, handlungsbezogenen Denken sind logische Verfahren des Denkens, die die Trennung des Wissenden von der gelebten Erfahrung voraussetzen, vollkommen fremd.

Daß die Kultur des Mittelalters weitestgehend oral geprägt war, dürfte unumstritten sein.³⁵ Der Übergang von der Mündlichkeit des Mittelalters zur Schriftlichkeit der Neuzeit wird von der Historikerin Hanna Vollrath sogar als „Kulturbruch“ gekennzeichnet (Vollrath 1981, 573).³⁶ Daß der mittelalterliche Mensch ein durch und durch oraler Mensch war, braucht demnach nicht besonders betont zu werden.³⁷ ‚Ausnahmen‘ wie Notker von St. Gallen oder Williram von Ebersberg bestätigen mit hoher Wahrscheinlichkeit die Regel, denn es ist anzunehmen, daß die ersten tastenden Anfänge der Epistemik in den großen Übersetzungswerken des Mittelalters zu finden sind. Überhaupt liegt die Vermutung nahe, daß es vor allem die Übersetzer aus dem nachplatonischen Griechischen und dem klassischen Latein waren, die mit dem Problem der Epistemik zuerst konfrontiert wurden. Nach der Typographisierung der Alphabetskultur dürfte dann eine breite Schicht von Literalisierten, Verfasser von Fach- und Sachtexten genauso wie Verfasser von Romanen, die Ausbauarbeit geleistet haben.

34 Selbst die Verwendung eines einfachen assertiven Sprechaktsverbs wie *to think* hängt vom Grad der Literalisiertheit des Sprechers ab. Greenfield (1972, 173) beruft sich auf Arbeiten von Loban und Bernstein, die gezeigt haben, daß performative Obersätze wie *I think* von Mittelklassensprechern häufiger benutzt werden als von Unterklassensprechern (die Daten wurden in Kalifornien und in England gesammelt). Nach Untersuchungen von P. McCormick (zitiert nach Olson 1991a, 157) gibt es im Quechua überhaupt keine indigenen assertiven Sprechaktsverben für ‚glauben‘, ‚denken/meinen‘ und dergleichen. Bilinguale Quechua-Sprecher benutzen die entsprechenden spanischen Ausdrücke.

35 Deshalb bestehen auffällige Parallelen zwischen den heutigen oralen Kulturen (z.B. in Indien, China, Mittel- und Süd-Amerika, Zentral-Afrika) und der Kultur des europäischen Mittelalters (Carothers 1959, 314; Vollrath 1981, 573ff. und 584).

36 Sie spricht von einem Kulturbruch natürlich nicht in dem Sinne, daß der Übergang von der oral zur literal geprägten Kultur abrupt erfolgt wäre. Vielmehr will sie mit dem Ausdruck darauf hinweisen (und sie argumentiert auch dafür, s. ebd. 575-586), daß Mündlichkeit und Schriftlichkeit derart konstitutiv für Kultur sind, daß sich ihre kulturprägende Wirkung in nahezu allen Bereichen des sozialen Lebens zeigt.

37 Literalisiert waren im Mittelalter die Geistlichen, aber auch sie erlagen immer wieder dem „Sog der mündlichen Kultur“ (Vollrath 1981, 589). Beim Adel und bei der städtischen Kaufmannschaft verbeitete sich Lesen und Schreiben sehr langsam seit dem 12.Jh., während die Bauern bis in die Neuzeit schriflos lebten (ebd., 572).

Daß der mittelalterliche Mensch ein durch und durch oraler Mensch war, ist aber nicht nur an der fehlenden oder nur rudimentär vorhandenen Epistemik, sondern natürlich auch an anderen Merkmalen seiner Sprache abzulesen. Der zweite Teil meiner indirekt empirischen Argumentation besteht gerade darin, die sukzessive Ablösung der oralen Kultur des Mittelalters auch aus einigen anderen Bereichen der Grammatik zu belegen:³⁸

(1) Schildt (1987, 389) stellt fest, daß es im Vergleich zum 16. Jh. im Hochmittelalter relativ wenig Modalwörter gibt (gemeint sind hier nicht nur die epistemischen Modalwörter). Die

insgesamt verhältnismäßig geringe Zahl von Modalwörtern im hochmittelalterlichen Deutsch (läßt sich) möglicherweise daraus erklären, daß sich die Kommunikation im Mittelalter im wesentlichen in mündlicher Form vollzog, so daß neben im Schrifttum sicher vorhandenen Modalwörtern vor allem Gestik, Mimik und Stimmführung die Funktion der Signalisierung von Einstellungen hatten. (Ebd.)

(2) Nach Fleischmann (1973, 318) kann im Mhd. deshalb von keinem formalen, sondern nur von einem rhythmischen Satzgefüge gesprochen werden, weil die Eingliederung des Noch-nicht-Nebensatzes in den Noch-nicht-Hauptsatz in Nachstellung durch die Erstplatzierung des Hauptsatzfinitums noch nicht erfolgt ist. Rhythmische Äußerungsfügung statt formaler Syntax ist nun ein typisches Merkmal oraler Sprache, in der die Syntax von mnemonischen Zwängen bestimmt ist:

Ein längerer oral geprägter Gedankengang tendiert sogar dann zu hochgradiger Rhythmisierung, wenn er sich nicht der Versform bedient, denn der Rhythmus unterstützt die Erinnerung, auch physiologisch. (Ong 1987, 40)

(3) Die sog. Inversion nach *und* (*Wir wollen fort und soll die Hasenjagd angehn* (Goethe), nach Fleischmann 1973, 291) war vom Ahd. bis ins 17. Jh. genauso normal wie die heute übliche Zweitstellung (Ebert 1986, 103). Im Verlauf des 18. Jhs. kommt sie zunehmend außer Gebrauch, bei Lessing, Schiller und Goethe ist sie nur noch vereinzelt belegt (Behaghel 1932, 31; 33f.). Die bisherigen Erklärungen sind mit einer Ausnahme typisch schriftkulturgeleitet: Behaghel (1932, 31) meinte, *und* hätte ursprünglich ‚demgegenüber‘ bedeutet. Daher stehe das Finitum nach diesem adverbialen *und* eigentlich gar nicht auf der Erst-, sondern ganz normal auf der Zweitstelle. Ähnlich urteilte nach Fleischmann (1973, 291ff.) auch Wustmann mit dem Unterschied, daß er als Bedeutung ‚und folglich/und dabei‘ annahm. Eine andere Erklärungshypothese bietet sich auf der Basis der Untersuchungsergebnisse

38 Eine Liste von charakteristischen grammatischen Unterschieden zwischen primär oralen und verschriftlichten Sprachen findet sich in Akinnaso 1982, 104-111 und Goody 1987, 263f. (In Anlehnung an Koch/Oesterreicher (1994, 587) benutze ich den Terminus ‚verschriftlichen/Verschriftlichung‘ - im Gegensatz zu ‚verschriften/Verschriftung‘ - im konzeptionellen Sinne.)

zum Übergang von der Hör- zur Leserezeption an (Betten 1993, 135ff.): Bis ins 16. Jh. überwog die Hörrezeption. Die Ereignisgrundierung (Vordergrund vs. Hintergrund) erfolgte nicht mit Hilfe einer klaren Unterscheidung von Haupt- und Nebensatz, sondern z.B. durch die Einfügung von Konnektoren wie *da* und *und*. Nach den Untersuchungen von Claudia Riehl zeigt *und* in der Periode der Hörrezeption „den Fortbestand der momentanen Grundierung an (Vordergrund oder Hintergrund), während *da* die Vordergrundkenntnisse kennzeichnet.“ (Betten ebd., 137f.). Hieraus folgt meine Hypothese: *Und* ohne Inversion zeigt den Fortbestand der momentanen Grundierung an, *und* mit Inversion kennzeichnet analog zu *da* die Vordergrundkenntnisse. Nach dem Übergang zur Leserezeption und der Herausbildung der klaren Hauptsatz/Nebensatz-Unterscheidung kommt es nach einer Zeit der Übergeneralisierung des traditionellen, jedoch funktionslos gewordenen Musters, nach der ‚Blütezeit‘ im 17. Jh., zu dessen Untergang.

(4) Der orale Sprachstil ist eher additiv als subordinierend (Akinaso 1982, 104; Goody 1987, 264; Ong 1987, 42-44). Dies hat sicherlich mit dem ausgeprägten Handlungscharakter und der unauflösbaren Situationsverbundenheit oralen Sprechens zu tun. Wie Anne Betten (1987, 87ff.) am Beispiel von Prosaauflösungen mhd. Versdichtungen im 15. Jh. gezeigt hat, wurde die eher additive, durch ‚polyseme‘³⁹ Satzkonnektoren gekennzeichnete Äußerungsfügung des Mhd. durch eine eher subordinierende, durch eindeutigeren und abstrakteren Satzkonnektoren gekennzeichnete Syntax in den Prosaauflösungen ersetzt.

(5) Ausgliederung von Konjunkionaladverbien und Relativa durch die Aufhebung der (aus der Sicht des Literalisierten konstatierten) Polyfunktionalität von *d/s*- und *w*-Konnektoren:

Noch im älteren Frnhd. wurden *d/s*- und *w*-Konnektoren wie z.B. *dafür*, *daher*, *darum* und *so* bzw. *weswegen*, *wofür*, *wie* – ganz im Sinne der Fleischmannschen Auffassung vom rhythmischen Satzgefüge – regelmäßig mit Verbzweit und mit Verbletzt gebraucht (s. Fleischmann 1973, 115-119 mit vollständiger Liste der einschlägigen Konnektoren). Folglich konnten sowohl die *d/s*- als auch die *w*-Konnektoren relativisch eingesetzt werden. Die Systemumwandlung *d/s*-Adverbien vs. *w*-Relativa findet nach Fleischmann (1973, 142; 204) bis Mitte des 16. Jhs. statt.

39 ‚Polysemie‘ stellt eine typische, aber unangemessene Projektion eines literalen Begriffs auf die ‚orale Semantik‘ dar. Polysem erscheinen die Sprachzeichen nur dem hypostasierenden Literalisierten. Für den oralen Sprecher hat der jeweilige Satzkonnektor nur in dem jeweiligen konkreten Handlungszusammenhang einen Wert. Und in diesem Handlungszusammenhang ist er eben vollkommen ‚monosem‘.

Eine derartige ikonische Systemumwandlung ist m.E. ohne eine gewisse Visualisierung der Sprachkultur, genauer: ohne die Phonemisierung des Signifiants infolge der Buchstabenschrift (s. Anm.9), kaum vorstellbar. Man bedarf schon einer Art analytischen Distanz, d.h. hier: des Bewußtseins der Möglichkeit einer analogischen Anordnung von umfangreichen Sprachzeichenklassen, um auf die ‚Idee‘ (im Reichmannschen Sinne) zu kommen, eine funktionale Opposition bei einer ganzen Reihe von Satzkonnectoren durch dieselbe Anlautopposition zu markieren.

(6) Hans-Joachim Solms (in diesem Band) argumentiert dafür, daß die Kontextabhängigkeit der Bedeutung von Nominalkomposita seit dem Mhd. zunehmend abnimmt. In diesem Zusammenhang soll an Greenfields Diktum (s. den Anfang dieses Abschnitts) erinnert werden, daß das Denken und Sprechen von oralen Menschen kontextdependent sei.

Zum Abschluß der indirekt empirischen Argumentation, aber schon ‚außer Konkurrenz‘, möchte ich noch auf eine weitere Untersuchung aufmerksam machen. In ihr geht es zwar nicht um ein Beispiel für die Ablösung der oralen Kultur des Mittelalters, doch sind die Untersuchungsergebnisse auch aus der Sicht unserer Problemstellung relevant:

Jürgen Erich Schmidt (1993) konnte empirisch nachweisen, daß in den letzten ca. 150 Jahren ein subtiler Sprachwandel im Nachfeld der deutschen NP vor sich geht. Bei Sprachteilhabern mit relativ hoher Leseerfahrung findet eine Syntaktifizierung der Reihenfolge der postnominalen Attribute (nach dem Prinzip der monotonen Dependenz) statt, während von Sprachteilhabern mit relativ niedriger Leseerfahrung das NP-Nachfeld weiterhin semantisch interpretiert wird.

Hier zeigt sich, daß selbst in relativ stark literalisierten Kulturen mit einem bedeutenden Einfluß residualer oder (sozial bedingter) ‚wiederkehrender‘ Oralität gerechnet werden muß. Es war nämlich die kulturelle Spannung gerade zwischen dieser Art von Oralität und der Literalität, die einen Keil in die strukturelle Interpretation des NP-Nachfeldes trieb und somit zu deren Vertikalisierung (‚Soziologisierung‘) führte.

3. Spekulationen über Kausalkonnectoren und Genitivrückgang

Nicht mehr zum zweiten Teil der indirekt empirischen Argumentation, sondern nur noch in den Bereich der Spekulationen gehört, wenn ich auf zwei weitere

Grammatikwandelprozesse hinweise, bei denen zu überlegen wäre, ob sie nicht wenigstens zum Teil auf das Konto der Literalisierung gehen:

(1) Systemwandel bei den Kausalkonnektoren:

Die eingehende Analyse des Sprachwandels im Bereich der Kausalkonnektoren durch Eroms (1980) zeigt überdeutlich, wie ratlos rein systemfunktionale Erklärungsversuche einem vermeintlich zirkulären Grammatikwandel gegenüberüberstehen.

Scheinbar geht es hier nämlich darum, daß das mhd. System mit sowohl parataktischem als auch hypotaktischem *wan(de)* durch das frnhd. *denn/weil*-System abgelöst wurde, um dann im (gesprochenen) Nhd. zum alten mhd. System mit nunmehr sowohl parataktischem als auch hypotaktischem *weil* zurückzukehren.

Die Sache hat jedoch m.E. nicht nur einen Haken, sondern möglicherweise wenigstens zwei: Rein systemfunktionale Erklärungsversuche rechnen (a) weder mit den oralen Grundzügen des ‚abzulösenden‘ (mhd.) Systems (b) noch mit der zunehmenden Literalisierung des ‚ablösenden‘ (frnhd.) Systems.

Zu (a): Das Wesen des Übergangs vom mhd. zum frnhd. System besteht nicht darin, daß die vorhandene Parataxe/Hypotaxe-Opposition zusätzlich zur Wortstellung auch noch durch die redundante Opposition zweier Satzkonnectoren abgesichert wurde. Wenn man nämlich davon ausgeht, daß der nachmittelalterliche „Kulturbruch“ auch hier seine Wirkung zeigt, so liegt es nahe, eher das Umgekehrte anzunehmen: Im Mhd. gab es gar keine durch die Wortstellung systemhaft markierte Parataxe/Hypotaxe-Opposition (Stichwort: rhythmisches Satzgefüge). Die Einführung des *denn/weil*-Systems könnte gerade ein Anfang gewesen sein, unter dem Druck der zunehmenden Literalisierung den Versuch zu unternehmen, eine solche Opposition aufzubauen. Somit wäre das *denn/weil*-System gar keine unerklärliche Hypermarkierung einer bestehenden Opposition, sondern vielmehr stellte es einen der ersten Schritte in dem langen und bis heute andauernden (schriftsprachlichen) Prozeß zur strukturellen Trennung zwischen Haupt- und Nebensatz dar (zu den Einzelheiten dieses Prozesses s. Ágel 1999).

Zu (b): Das neue *denn/weil*-System fügt sich in den Epistemifizierungsprozeß: Die relativ deutliche Trennung zwischen der Markierung der Äußerungsbeurteilung (*denn*) und der Markierung der Sachverhaltsbeurteilung (*weil*) stellt eine Etappe in der Grammatikalisierung der Epistemik dar. Es ist aufgrund des Charakters oralen Denkens und Sprechens zu vermuten (wäre aber noch an Texten zu überprüfen), daß es zur Zeit des mhd. *wan(de)*-Systems keine grammatikalisierte, d.h. hier: wortstellungsgesteuerte, Möglichkeit gab, eine

(eventuelle) Äußerungsbegründung durch *wan(de)* anders als eine (eventuelle) Sachverhaltsbegründung durch *wan(de)* zu markieren.

(2) Rückgang des Objektgenitivs:

Es gibt zwar eine Reihe von vielversprechenden neuen Erklärungsansätzen zum ab dem 15. Jh. relativ abrupt und massiv einsetzenden Genitivschwund (z.B. Donhauser 1990; Leiss 1991; Schrodtt 1992), doch sind diese alle ‚entsoziologisiert‘ in dem Sinne, daß sie stillschweigend davon ausgehen, daß der gleiche Systembegriff auf das Ahd./Mhd. und das Frnhd./Nhd. applizierbar ist. Anders formuliert: Sie wenden unsere literale Idee vom System auch auf das eher orale Ahd./Mhd. an.

Meinen Spekulationen über den Genitivrückgang sollen folgende Gedanken von Walter J. Ong vorausgeschickt werden:

Das Sehen isoliert, das Hören bezieht ein. [...] Im Gegensatz zum Sehen, dem zergliedernden Sinn, ist [...] das Hören ein vereinerndes Sinn. Ein typisches visuelles Ideal ist Schärfe und Deutlichkeit, die Zerlegbarkeit. [...] Das auditive Ideal dagegen ist Harmonie, das Zusammenfügen. (Ong 1987, 75)

Ich möchte nun folgende Hypothese aufstellen (die, falls sie empirisch unterstützt werden könnte, die bisherigen Erklärungsversuche nicht ersetzen, sondern ergänzen würde):

Die Literalisierung geht mit der Objektivierung und Syntaktifizierung der Relationen zwischen Verb und Kasusformen durch zunehmende Abkoppelung der Kasus- von den Verbbedeutungen einher. In Sätzen des Typs *Ich pflege dein/Ich vergesse dein nie* wird das orale Ideal der Harmonie und des Zusammenfügens durch die liebevolle – ich würde, wenn es kein literaler Begriff wäre, sagen: semantische – Zuwendung der Kasusform zur Verbbedeutung noch miterzeugt. Die Visualisierung durch Literalisierung verlangt nach einer neuen, ‚abstrakteren‘ Relation zwischen Verb und Kasusform, die eher mit der prototypischen Kategorie der Transitivität (Hopper/Thompson 1980) beschrieben werden kann: Falls mit dem betreffenden Verb stärker transitive Sätze gebildet werden sollen und können, weicht der Genitiv dem Akkusativ, falls schwächer transitive, weicht er einer PP. In oralen Kulturen haben Kasusformen noch eine Art eigenen Handlungsgehalt (‚Bedeutung‘), in literalen eher nur noch abstrakte Funktionen.⁴⁰

40 Die Syntaktifizierung der Relationen zwischen Verb und Kasusformen beschränkt sich natürlich nicht auf den Genitiv. In der intensivsten Phase der Verschriftlichung des Deutschen, in der Zeit zwischen dem 16. und 18. Jh., vollzog sich der Prozeß der Generalisierung der Subjektkodierung (z.B. *mich friert* > *ich friere*), der eine zunehmende Loslösung von grammatischer Funktion (Subjekt) und semantischer Rolle (Agens) bewirkte (s. hierzu Ágel 1999). Die Grammatikalisierung der Subjektfunktion scheint mir ein paradigmatisches Beispiel für eine fortgeschrittene (=typographisch bereits massiv unterstützte) Deoralisierung einer Varietät zu sein.

4. Die ‚Macht‘ der Alphabetkultur

Jeder, der von einer (relativ) neuen/ungewöhnlichen Idee fasziniert (oder gar besessen) ist, neigt dazu, überall sichere Anzeichen der Bestätigung dieser Idee zu erblicken. Der Kognitivist sieht überall Universalien, der Kulturüberzeugte überall Kulturbezüge. Um einer derartigen Einseitigkeit möglichst vorzubeugen, habe ich im vorliegenden Aufsatz den Versuch unternommen, das Universale mit dem Kulturellen zu verbinden und dabei möglichst empirisch zu argumentieren (bzw. das Nichtempirische des 3. Abschnitts gegenüber dem Empirischen des 2. – auch sprachlich (*Spekulationen*) – deutlich abzuheben).

Die Grundidee dieses Aufsatzes läßt sich am einfachsten – freilich auch etwas vereinfacht – in der Begrifflichkeit Bühlers formulieren: Die Ablösung der oralen und die Herausbildung der literalen Kultur bedeuten, daß der Mensch nunmehr nicht nur Sprechhandlungen vollzieht, sondern auch *Sprachwerke schafft*,⁴¹ und daß diese Sprachwerke über grammatische (und sonstige sprachliche) Merkmale verfügen, über die Sprechhandlungen nicht verfügen (und vice versa).

Wird nun aber durch die Anbindung des Bühlerschen Begriffs des Sprachwerkes an die Literalität der Alphabetkultur nicht zuviel ‚Macht‘ eingeräumt?

Ich denke kaum, sondern bin vielmehr davon überzeugt, daß wir den Einfluß der Literalität auf unser Denken immer noch stark unterschätzen. Zum Schluß soll daher auf vier voneinander scheinbar vollkommen unabhängige Typen von „Kulturbrüchen“ hingewiesen werden, die sich bei näherem Hinsehen vielleicht als ‚Variationen auf dasselbe – nämlich auf unser – Thema‘ erweisen. Diese Beispiele sollen eventuelle weiterbestehende Bedenken, daß Grammatik und Oralität/Literalität methodisch sinnvoll aufeinander bezogen werden könnten, abbauen helfen, indem sie zeigen, wie unerwartet ausgedehnt und vielfältig die Einflußzone von Oralität/Literalität sein kann.

(1) Weltbild: Es ist auffallend, daß sich das ptolemäische (geozentrische) Weltsystem bis zur Renaissance (Kopernikus, 1473-1543) hält, obwohl die Grundzüge eines heliozentrischen Weltsystems bereits 265 v.u.Z. (von Aristarchos, 310-230) ausgearbeitet wurden. Ist das kirchliche Dogma Erklärung genug hierfür oder muß auch die Erklärung erklärt werden?

41 „Das *Sprachwerk* als solches will entbunden aus dem Standort im individuellen Leben und Erleben seines Erzeugers betrachtbar und betrachtet sein.“ (Bühler 1934, 53f.). Zur Interpretation des Bühlerschen Modells im Spannungsfeld von Oralität und Literalität s. auch Raible 1994, 4ff.

Walter J. Ongs Charakterisierung des oralen ‚Weltbildes‘ legt nahe, daß sich orale Menschen schlecht mit der Vorstellung anfreunden könnten, daß „der Nabel der Welt“ außerhalb ihres eigenen Erfahrungsbereichs liegt. In einer primär oralen Kultur existiert das Wort nur als Klang.

Die zentrierende Kraft des Klanges (das Klangfeld wird nicht vor mir ausgebreitet, sondern umgibt mich überall) beeinflusst das menschliche Weltbild. Orale Kulturen stellen sich den Kosmos als ein fortlaufendes Ereignis mit dem Menschen als Mittelpunkt vor. Der Mensch ist der *umbilicus mundi*, der Nabel der Welt [...]. (Ong 1987, 76)

Es ist wohl auch kein Zufall, daß die erste Ausarbeitung des heliozentrischen Weltsystems durch Aristarchos in die nachplatonische Zeit des bereits stark literalisierten antiken Griechenland fällt (s. hierzu Havelock 1963). Bahnbrechende wissenschaftliche Innovationen müssen eben auch kulturhistorisch interpretiert werden.⁴²

(2) Bildende Kunst: Die sog. aspektivische Darstellungsweise (Prototyp: alt-ägyptische Malerei) wird in der Renaissance durch die zentralperspektivische (prototypischer Vertreter in Deutschland: Dürer) abgelöst. Die beiden Darstellungsweisen können wie folgt charakterisiert werden:

Die aspektivische Objektivationsweise denkt prinzipiell ganz von den darzustellenden Dingen her bzw. von dem Wissen, das über die jeweiligen Dinge vorliegt. Vernachlässigt wird darüber die Raumdarstellung bzw. die Einbettung der Dinge in die spezifische räumliche Konstellation, die sich für die Subjekte von einem bestimmten Sehepunkt ergibt. (Köller 1993, 20)

Der Raum der aspektivisch dargestellten Bilder ist nach Panofsky ein „Aggregatraum“, weil die Raumdarstellung eigentlich ein unbeabsichtigtes Nebenprodukt der Darstellung der Dinge sei, die mehr oder weniger additiv nebeneinander gestellt würden (ebd., 21).

Die zentralperspektivische Darstellungsweise der Renaissance versucht nun ausdrücklich, schbildgetreue Bilder herzustellen, wobei sie ausdrücklich auf geometrische und optische Gesetze Bezug nimmt. (Ebd., 23)

Den zentralperspektivisch dargestellten Raum bezeichnet Panofsky als einen „Systemraum“.

Typisch für den Systemraum sei, daß nun die dargestellten Dinge zu einer Funktion des Raumes würden bzw. zu einer Funktion des Sehepunktes, den das wahrnehmende Subjekt einge-

42 Warum ist manch ein Kognitivist immer noch fest überzeugt davon, daß das menschliche Gehirn *tatsächlich* wie ein Computer arbeitet? Wohl nur deshalb, weil er die recht abwechslungsreiche Kulturgeschichte der gehirnbezogenen Metaphorik - vom Katapult (Griechen) über die Mühle (Leibniz) und das Telegrafensystem (Sherrington) bis hin zur Telefonschaltzentrale (Vorkriegszeit) - nicht kennt. Leider braucht man kein Prophet zu sein, um vorauszusagen, daß es in 50, 100 oder 150 Jahren neue Generationen von Wissenschaftlern geben wird, die fest davon überzeugt sein werden, daß das menschliche Gehirn *tatsächlich* wie x (x = aktuelle technische Innovation) arbeitet.

nommen habe. Auf diese Weise komme es zu einer ‚Objektivierung des Subjektiven‘ [...]. (Ebd., 24)

Die entscheidenden Merkmale der aspektivischen Darstellungsweise sind demnach objektorientiert (kein persönlicher Standpunkt) und synthetisch (harmonisch, zusammenfügend), die der zentralperspektivischen Darstellungsweise subjektorientiert (persönlicher Standpunkt) und analytisch (zergliedernd, scharf und deutlich). Dieser Gegenüberstellung ist unschwer zu entnehmen, daß die aspektivische Darstellungsweise genau die Merkmale einer oralen, die zentralperspektivische genau die Merkmale einer visuell-literalen Kultur aufweist (s. insbesondere Greenfields in Abschnitt 2.5 und Ongs in Abschnitt 3 zitierte Aussagen).

(3) Psycho- und Kulturgenese: Nach Piaget vollzieht sich in der kognitiven Entwicklung des Kindes ab etwa dem 7. Lebensjahr eine Art ‚Kopernikanische Wende‘ (angesichts der Verbindung zu (1) ist der Ausdruck *Kopernikanische Wende* fast keine Metapher!), die die sog. Stufe der konkreten Operationen (das dritte große Entwicklungsstadium der Herausbildung der Intelligenz nach Piaget) einleitet. Dabei geht es darum,

daß das siebenjährige Kind sich von seinem sozialen und intellektuellen Egozentrismus zu lösen beginnt und mithin zu neuartigen Koordinationen fähig wird, die sowohl für den Verstand als auch für das Gefühl die größte Bedeutung erlangen werden. Was den ersten betrifft, so geht es eigentlich um die Anfänge der Logik selbst: Die Logik stellt eben jenes System von Zusammenhängen dar, das die Koordination von Gesichtspunkten ermöglicht, und zwar von Gesichtspunkten verschiedener Individuen ebenso wie von solchen, die aufeinanderfolgenden Wahrnehmungen oder Intuitionen ein und desselben Individuums entsprechen. Was das Gefühlsleben anbelangt, so erbringt dasselbe System sozialer und individueller Koordinationen eine Moral der Kooperation und der persönlichen Autonomie im Gegensatz zur intuitiven, heteronomen Moral der Kleinkinder. (Piaget 1974, 185f.)

Was um das 7. Lebensjahr herum passieren soll, ist also die sukzessive Auflösung des kleinkindlichen Egozentrismus, der darin wurzelt, daß das Kind noch kein ‚Gefühl‘ für die inhärente Perspektivität des Wahrnehmens und des Denkens entwickelt hat.

„Das Kind nimmt unbewußt an, daß alle Erfahrung identisch ist und vom anderen geteilt wird.“ (Szagun 1993, 244) Es assimiliert die „Außenwelt vom Standpunkt eines Ichs, das sich seiner selbst wenig bewußt ist.“ (Ebd., 250) (Zur Erläuterung und kritischen Diskussion des Egozentrismusbegriffs von Piaget s. ebd., 242-249.)

Was ist nun die Erklärung für die ‚Kopernikanische Wende‘ in der Psycho-genese des Kindes?

Überraschend (oder nicht mehr?) sind zunächst einmal die auffälligen Parallelen zum einen zwischen den Merkmalen von Oralität, aspektivischer Darstellungsweise in der Bildkunst und dem Egozentrismus des präoperationellen Kindes, zum anderen zwischen denen von Literalität, zentralperspektivischer

Darstellungsweise und dem Plurizentrismus des operationellen Kindes. Diese Merkmalsparallelen können jedoch kaum zufällig sein:

(a) Die Auflösung des Egozentrismus fällt zeitlich mit dem Erlernen des Alphabets und der Schrift zusammen.

(b) Piaget und seine Mitarbeiter experimentierten mit Kindern aus literalen Kulturen.

(c) Kleinkinder malen ‚altägyptisch‘, d.h., ihre Raumdarstellung entspricht der der aspektivischen Darstellungsweise in der Bildkunst (Köller 1993, 20).

(d) Das präoperationelle Kind scheint sprachlich zwischen sog. *ich*-Fakten (= nur der Sprecher hat etwas wahrgenommen/erfahren) und sog. *wir*-Fakten (= Sprecher und Hörer haben gemeinsame Kenntnis von etwas) nicht unterscheiden zu können. Weydt und Hentschel (1981, 331-335) konnten am Beispiel der Modalpartikeln *aber* und *vielleicht* experimentell nachweisen, daß sich die Fertigkeit, das Wissen des Gesprächspartners zu antizipieren und mit zu berücksichtigen, zwischen 7 und 11 Jahren herausbildet. Die Autoren bringen diese sprachliche Entwicklung explizit mit der Aufgabe der egozentrischen Perspektive des Kleinkindes im Sinne von Piaget in Verbindung (ebd., 335).

(e) Ein (primär) oraler Erwachsener entspricht – scheinbar kognitiv, in Wirklichkeit jedoch soziokulturell – in etwa einem vorliteralen (egozentrischen) Kind von 7-8 Jahren (Carothers 1959, 316f.; Scholes/Willis 1991, 228). Hallpike (1986, 52) kommt zu dem Schluß,

daß die kollektiven Vorstellungen primitiver Gesellschaften üblicherweise den Kriterien des präoperativen Denkens entsprechen und daß [...] ein beträchtlicher Prozentsatz der Individuen solcher Gesellschaften die Stufe der konkreten Operationen nicht zu erreichen scheint.

M.a.W. endet die Psychogenese von oralen Menschen zwar wohl nicht mit der (von Piaget) sog. präoperationellen Stufe der Herausbildung der Intelligenz, sehr wohl aber ihre Kulturgenese. Die Fähigkeit der Manipulation mit abstrakten Symbolen (wie z.B. mit Zahlen) ist also psychogenetisch, die Fertigkeit der Manipulation mit abstrakten Symbolen ist kulturgenetisch untrennbar verbunden mit der Literalität (s. auch Goody 1977, 12 und ders. 1987, 277f.). Beispielsweise verfügt das von Goody untersuchte LoDagaa (Nord-Ghana) zwar über ein abstraktes Zahlensystem, die Sprecher zählen jedoch – ähnlich den Kindern – an Gegenständen wie z.B. an Muscheln (ebd., 13).⁴³ Es gibt aber

43 Das Vorhandensein von abstrakten Zahlenbegriffen in einer oralen Sprache bedeutet jedoch nicht, daß in oralen Kulturen Zahlen als logische Klassen aufgefaßt werden würden (Hallpike 1986, 284).

auch orale Sprachen, die nur über ein rudimentäres Zahlensystem verfügen. Beispielsweise soll es im Xhosa, einer der bedeutenden Bantu-Sprachen, nur die Numeralia-Entsprechungen für *eins*, *zwei*, *drei* und *vier* geben. Die übrige Pluralität wird mit *viel* bezeichnet (Aurox 1996, 345).“

(4) Sprachreflexion: Das Aufkommen der Sprachreflexion ist an die Schrift, das Aufkommen der analytisch-formalisierenden, mit Tabellen, Paradigmen (und später mit Strukturbäumen) arbeitenden Sprachreflexion an die phonetische Schrift gebunden (Aurox 1996, 60-65).

Die Schrift objektiviert das Sprechen in dem wörtlichen Sinne des Wortes, daß sie es zum Untersuchungsobjekt, zu einem scheinbar objektiv beobachtbaren Ensemble von Formen macht. Somit transformiert die Schrift das „savoir épilinguistique“ des oralen Menschen in ein „savoir métalinguistique“ (ebd., 61f.).

La naissance des sciences du langage est le passage d'un savoir épilinguistique à un savoir métalinguistique.“(Ebd., 61)

Der Höhepunkt der Durchliteralisierung der Sprachreflexion in Deutschland fällt zeitlich mit der Endphase der Herausbildung der Schriftsprache zusammen. Dies ist gewiß kein Zufall. Das rationalistische Deutlichkeitskonzept (bzw. Eineindeutigkeitskonzept) eines möglichst ungebrochenen Entsprechungsverhältnisses zwischen Sachen/Sachverhalten, Gedanken und Sprachzeichen (s. vor allem Reichmann 1992 und 1996) stellt nämlich die paradigmatische (= extreme) Umsetzung des (metalinguistisch-)visuellen Ideals der „Schärfe“, „Deutlichkeit“ und „Zerlegbarkeit“ dar (Ong 1987, 75). Die von den Aufklärern abgewertete Synonymie und Polysemie sind in oralen Gesellschaften notwendige Bestandteile der Alltagskommunikation, die sich nicht an Formen, sondern an ‚Inhalten‘ orientiert, da das epilinguistische Wissen keine Formen kennt und da die wortwörtliche Wiedergabe einer Geschichte mnemotechnisch ohnehin nicht möglich wäre (Aurox 1996, 55). Hingegen stellen Synonymie und Polysemie (bzw. Homonymie) für die sich an Formen, am ‚Wortlaut‘, orientierenden literalisierten Aufklärer Hindernisse für den adäquaten Ausdruck von Gedanken dar. Die rationalistische Formorientiertheit und das Prestige des Deutlichkeitsideals setzen sich in der strukturalistischen Linguistik des 20. Jhs. ungebrochen fort (Aurox 1996, 77; Reichmann 1996, 27). Dies ist wohl auch die Erklärung für eines der auffälligsten Paradoxa in

44 Um Mißverständnissen vorzubeugen, möchte ich noch einmal ausdrücklich betonen, daß orale Menschen abstrakten Denkens sehr wohl *fähig* sind (s. in diesem Sinne auch Goody 1977, 13). Von ihrer *kognitiven Potenz* her sind also orale Menschen gerade nicht vergleichbar mit Kleinkindern. Ihnen fehlen nur das ‚kulturelle Werkzeug‘, an dem das abstrakte Denken geschult werden könnte, bzw. die mit diesem ‚Werkzeug‘ verbundenen kulturellen Motivationen/Verpflichtungen, abstrakt zu denken.

der modernen Linguistik (mit „a group of human beings who...“ sind die Linguisten gemeint):

It is strange that a group of human beings who probably spend more time reading and writing than they do speaking and listening, have been so oblivious to the social and psychological implications of their craft. (Goody 1987, 261)

Was zu den Punkten (1) – (4) gesagt wurde, kann gewiß nicht einmal eine indirekt empirische Argumentation genannt werden. Es sind aber auch mehr als Spekulationen. Es handelt sich um Wahrscheinlichkeiten, genauer: um epistemische Möglichkeiten, *von deren Perspektive aus* die indirekt empirische Argumentation des 2. bzw. die theoretischen Überlegungen des 1. Abschnitts vielleicht gar nicht mehr so gewagt, sondern geradezu langweilig erscheinen. M.a.W.: Die Behauptungen, daß Grammatik eine literale Idee ist bzw. daß die Kulturgeschichte nicht nur auf die Lexik, sondern auch auf die Grammatik Einfluß nimmt, sollten zu Topoi werden. Denn auch wenn der Leser in manch einem Punkt der von mir unterstellten ‚Macht‘ der Literalität skeptisch gegenübersteht, wird er die perspektivische Relevanz des Problems ‚Grammatik und Kulturgeschichte‘ für die Grammatiktheorie, Sprachtheorie und Sprachphilosophie bzw. für eine Reihe von sprachwissenschaftlichen Teildisziplinen von der Allgemeinen Sprachwissenschaft über die Sprachgeschichtsforschung (inkl. der Theorien des Sprachwandels!) bis hin zur Dialektologie und Soziolinguistik wohl nicht abstreiten wollen.

Obwohl der letzte Satz als Schlußwort geeignet gewesen wäre, müssen die Schlußgedanken derjenigen Implikation gewidmet werden, die den gesamten Aufsatz bestimmt (und die auch die Heidelberger Diskussion des Vortrags beherrscht hat): Wird hier nicht eine geschichtliche Höherentwicklung und somit eine Zwei-Klassen-Menschheit konstruiert? Impliziert meine Argumentation nicht, daß Literalität eine höhere Kulturform darstelle als Oralität und daß demnach orale Menschen weniger zivilisiert oder ‚wilder‘ seien als literalisierte?

Thesenartig soll hierzu Folgendes gesagt werden:

(1) Von einer Höherentwicklung könnte nur dann sinnvoll gesprochen werden, wenn die historisch jüngere gegenüber der historisch älteren Kulturform ausschließlich Vorteile hätte. Dies ist gewiß nicht der Fall, dazu zwei Beispiele:

(a) In der Fachliteratur zur Oralität/Literalität ist man sich einig, daß Literalität zum Gleichgewichtsverlust der Sinne führt (der Gesichtssinn beginnt die anderen Sinne zu dominieren und läßt diese langsam verkümmern);

(b) In der Fachliteratur zur Oralität/Literalität ist man sich einig, daß orale Menschen unglaublicher Gedächtnisleistungen fähig sind (von denen literalisierte nur träumen können).

Was nun den (wertenden) Vergleich von Sprachmerkmalen von (primär) oralen Sprachen mit denen von Schriftsprachen anbelangt, so wäre ein solcher Vergleich nicht nur unsinnig, sondern methodisch auch absurd:

(a) Man müßte Tausende und aber Tausende von Sprachmerkmalen vergleichen, einzeln als Vorteil/Nachteil klassifizieren und miteinander verrechnen. (Somit käme diesem Vorteil allein selbst dann keine Bedeutung zu, wenn man annähme – was in der Heidelberger Diskussion angeklungen war –, daß die Epistemifizierung eine kulturelle Errungenschaft darstelle.);

(b) Es gibt keine oral/literal neutralen Kriterien für +/-Vorteilhaftigkeit. Die Kriterienraster, die wir anwenden könnten, wären also notwendigerweise literal geprägt. (Epistemifizierung stellt daher nur aus der Perspektive manch eines Literalisierten eine kulturelle Errungenschaft dar. Oder erlebt das präoperationelle Kind das Fehlen bzw. das nur rudimentäre Vorhandensein von Modalisationsformen in seiner Sprache etwa als ein kulturelles Defizit?)

(2) Von einer Zwei-Klassen-Menschheit (in geschichtlicher oder synchroner Perspektive) könnte nur dann sinnvoll gesprochen werden, wenn orale Menschen (biologische) Eigenschaften und (kognitive) Fähigkeiten hätten, die eine Literalisierung verhinderten, wenn also orale Menschen von ihren biologisch-kognitiven *Potenzen* her ‚wild‘ wären. Dies zu behaupten, würde aber den Tatsachen widersprechen (man denke nur an die senegalesischen Wolofkinder). Würden wir behaupten, daß orale Menschen mangels einer erlernbaren, aber nicht erlernten Fertigkeit (die ihrerseits den Erwerb weiterer Fertigkeiten ermöglicht) ‚wilder‘ seien als literalisierte, müßten wir ferner dieses Denkmuster folgerichtig auf alles Analoge ausdehnen: Wer kein Auto fahren kann, ist ‚wilder‘ als der, der es kann; wer nicht stricken kann, ist ‚wilder‘ als der, der es kann; wer sich im Internet nicht auskennt, ist ‚wilder‘ als der, der es kann... – eine Welt voller *Savage Minds*, deren Domestizierung noch aussteht.

5. Literatur

Ágel, Vilmos: Syntax des Neuhochdeutschen bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. In: BBR 1999 (=Bd. 2). [im Druck]

- Akinnaso, F. Niyi: On the differences between spoken and written language. In: *Language and Speech* 25, 1982, 97-125.
- Auroux, Sylvain: *La philosophie du langage*. Paris 1996.
- BBRS = Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 3 Bde. 2. Aufl. Hrsg. v. Werner Besch, Anne Betten, Oskar Reichmann, Stefan Sonderegger. Berlin/New York 1998ff.
- Behaghel, Otto: *Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung*. 4 Bde. Heidelberg 1923, 1924, 1928, 1932 (Germanische Bibliothek, Abt. Sammlung germanischer Elementar- und Handbücher, Reihe Grammatiken 10).
- Betten, Anne: *Grundzüge der Prosasyntax. Stilprägende Entwicklungen vom Althochdeutschen zum Neuhochdeutschen*. Tübingen 1987 (RGL 82).
- Betten, Anne: *Norm und Spielraum im deutschen Satzbau. Eine diachrone Untersuchung*. In: *Methoden zur Erforschung des Frühneuhochdeutschen*. Hrsg. v. Klaus J. Mattheier, Haruo Nitta, Mitsuyo Ono. München 1993, 125-145.
- BMZ = Benecke, Georg Friedrich/Wilhelm Müller /Friedrich Zarncke: *Mittelhochdeutsches Wörterbuch*. Stuttgart 1990. [zuerst: Leipzig 1854-1861].
- Bühler, Karl: *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache* Stuttgart/New York 1982 (UTB 1159). [ungekürzter Neudruck der Ausgabe von 1934].
- Bybee, Joan L./William Pagliuca: *Cross-linguistic comparison and the development of grammatical meaning*. In: *Historical Semantics, Historical Word-Formation*. Ed. by Jacek Fisiak. Berlin usw. 1985, 59-83.
- Bybee, Joan L./William Pagliuca /Revere D. Perkins: *Back to the Future*. In: *Approaches to Grammaticalization*. Vol. II. Ed. by Elizabeth Closs Traugott/Bernd Heine. Amsterdam/Philadelphia 1991, 17-58.
- Bybee, Joan L./Revere D. Perkins /William Pagliuca: *The Evolution of Grammar. Tense, Aspect, and Modality in the Languages of the World*. Chicago/London 1994.
- Carothers, J. C.: *Culture, Psychiatry, and the Written Word*. In: *Psychiatry* 22, 1959, 307-320.
- Coseriu, Eugenio: *Semantik und Grammatik*. In: *Ders.: Formen und Funktionen*. *Studien zur Grammatik*. Tübingen 1987, 85-95. [zuerst 1973].
- Coseriu, Eugenio: *Sprachkompetenz. Grundzüge der Theorie des Sprechens*. Tübingen 1988 (UTB 1481).
- Donhauser, Karin: *Moderne Kasuskonzeptionen und die Kasussetzung im Althochdeutschen. Überlegungen zur Stellung des Objektgenitivs im Althochdeutschen*. In: *Neuere Forschungen zur historischen Syntax des Deutschen. Referate der internationalen Fachkonferenz Eichstätt 1989*. Hrsg. v. Anne Betten. Tübingen 1990, 98-112.
- DWB=Grimm, Jacob/Wilhelm Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. 16 Bde. Leipzig 1854-1960.

- Ebert, Robert Peter: Historische Syntax des Deutschen II: 1350-1750. Bern usw. 1986 (LGLS 6).
- Eroms, Hans-Werner, Funktionskonstanz und Systemstabilisierung bei den begründenden Konjunktionen im Deutschen. In: Sprachwissenschaft 5, 1980, 73-115.
- Fleischmann, Klaus: Verbstellung und Relieftheorie. Ein Versuch zur Geschichte des deutschen Nebensatzes. München 1973 (Münchener Germanistische Beiträge 6).
- Fritz, Gerd: Deutsche Modalverben 1609 - Epistemische Verwendungsweisen. Ein Beitrag zur Bedeutungsgeschichte der Modalverben im Deutschen. In: PBB 113, 1991, 28-52.
- Fritz, Gerd: Historische Semantik der Modalverben. Problemskizze - Exemplarische Analysen - Forschungsüberblick. In: Untersuchungen zur semantischen Entwicklungsgeschichte der Modalverben im Deutschen 1997, 1-157.
- Fritz, Gerd: Deutsche Modalverben 1609. Nicht-epistemische Verwendungsweisen. In: Untersuchungen zur semantischen Entwicklungsgeschichte der Modalverben im Deutschen 1997a, 249-305.
- FWB = Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. Hrsg. v. Robert R. Anderson, Ulrich Goebel, Oskar Reichmann. Berlin/New York 1986ff.
- Gamon, David: On the development of epistemicity in the German modal verbs *mögen* and *müssen*. In: Folia Linguistica Historica XIV, 1993, 125-176.
- Glaserfeld, Ernst von: Piagets konstruktivistisches Modell: Wissen und Lernen. In: Piaget und der Radikale Konstruktivismus. Delfin 1994. Hrsg. v. Gebhard Rusch, Siegfried J. Schmidt. Frankfurt am Main 1994, 16-42.
- Goody, Jack: The Domestication of the Savage Mind. Cambridge 1977.
- Goody, Jack: The interface between the written and the oral. Cambridge 1987 (Studies in Literacy, Family, Culture and the State).
- Greenfield, Patricia M.: Oral or written Language. The Consequences for cognitive Development in Africa, the United States and England. In: Language and Speech 15, 1972, 169-178.
- Hallpike, Christopher Robert: Die Grundlagen primitiven Denkens. Stuttgart 1986 (dtv 4534). [engl. Orig. 1979]
- Havelock, Eric. A.: Preface to Plato. Cambridge (Mass.) 1963.
- Havelock, Eric A.: Als die Muse schreiben lernte. Frankfurt am Main 1992.
- Heine, Bernd: Agent-Oriented vs. Epistemic Modality. Some Observations on German Modals. In: Modality in Grammar and Discourse. Ed. by Joan Bybee, Suzanne Fleischman. Amsterdam/Philadelphia 1995, 17-53.
- Heine, Bernd/Ulrike Claudi/Friederike Hünemeyer: Grammaticalization. A Conceptual Framework. Chicago/London 1991.
- Hermanns, Fritz: Kognition, Emotion, Intention. Dimensionen lexikalischer Semantik. In: Die Ordnung der Wörter: kognitive und lexikalische Strukturen. Hrsg. v. Gisela Harras. Berlin/New York 1995, 138-178.

- Hopper, Paul J., Sandra A. Thompson: Transitivity in grammar and discourse. In: *Language* 56, 1980, 251-299.
- Jäntti, Ahti: Zur Diachronie der Einstellungsbekundungen in einigen Beschreibungstexten im 14. bis 17. Jahrhundert. In: *Begegnung mit dem ‚Fremden‘: Grenzen - Traditionen - Vergleiche. Akten des VIII. Internationalen Germanisten-Kongresses, Tokyo 1990. Bd. 3. Hrsg. v. Yoshinori Shichiji. München 1991, 141-148.*
- Juhász, János: Sprachliche Einheiten - linguistische Begriffe. In: Ders.: *Die sprachliche Norm. Budapest 1985, 19-28. [Erstveröffentlichung 1973]*
- Keller, Rudi: Zur Erklärungskraft der Natürlichkeitstheorie. In: *Sprachwandel und Sprachgeschichte. Festschrift für Helmut Lüdtke zum 65. Geburtstag. Hrsg. v. Jürgen Schmidt-Radefeldt, Andreas Harder. Tübingen 1993, 109-116.*
- Keller, Rudi: Der Wandel des *weil*. Verfall oder Fortschritt? In: *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 71, 1993a, 2-12.
- Keller, Rudi: *Zeichentheorie. Zu einer Theorie semiotischen Wissens. Tübingen/Basel 1995 (UTB 1849).*
- Koch, Peter/Wulf Oesterreicher: *Schriftlichkeit und Sprache. In: Schrift und Schriftlichkeit 1994, 587-604.*
- Köller, Wilhelm: *Philosophie der Grammatik. Vom Sinn grammatischen Wissens. Stuttgart 1988.*
- Köller, Wilhelm: *Perspektivität in Bildern und Sprachsystemen. In: Deutsch im Gespräch. Hrsg. v. Peter Eisenberg, Peter Klotz. Stuttgart 1993, 15-34.*
- Köller, Wilhelm: *Modalität als sprachliches Grundphänomen. In: Der Deutschunterricht IV, 1995, 37-50.*
- Kunisch, Hermann: *Spätes Mittelalter (1250-1500). In: Deutsche Wortgeschichte. 3., neubearb. Aufl. Hrsg. v. Friedrich Maurer, Heinz Rupp. Bd. 1. Berlin/New York 1974, 255-322.*
- Leiss, Elisabeth: *Zur Entstehung des neuhochdeutschen analytischen Futurs. In: Sprachwissenschaft* 10, 1985, 250-273.
- Leiss, Elisabeth: *Grammatische Kategorien und sprachlicher Wandel: Erklärung des Genitivschwunds im Deutschen. In: Proceedings of the Fourteenth International Congress of Linguists Berlin/GDR. Ed. by Werner Bahner, Joachim Schildt, Dieter Viehweger. Berlin 1991, 1406-1409.*
- Literacy and Orality. Ed. by David R. Olson, Nancy Torrance. Cambridge 1991.*
- Luria, Aleksandr Romanovich: *Cognitive Development: Its Cultural and Social Foundations. Cambridge (Mass.)/London 1976. [russ. Orig. 1974].*
- Maeder, Hannes: *Versuch über den Zusammenhang von Sprachgeschichte und Geistesgeschichte. Zürich 1945 (Zürcher Beiträge zur Sprach- und Stilgeschichte 1).*

- Maturana, Humberto R.: Kognition. In: Der Diskurs des radikalen Konstruktivismus. 4. Aufl. Hrsg. v. Siegfried J. Schmidt. Frankfurt/Main 1991, 89-118.
- McLuhan, Marshall: Die Gutenberg-Galaxis. Das Ende des Buchzeitalters. Bonn usw. 1995. [engl. Orig. 1962]
- Olson, David R.: Literacy and objectivity: the rise of modern science. In: Literacy and Orality 1991a, 149-164.
- Olson, David R.: Literacy as metalinguistic activity. In: Literacy and Orality 1991b, 251-270.
- Ong, Walter J.: Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes. Opladen 1987. [engl. Orig. 1982]
- Palmer, F. R.: Mood and Modality. Cambridge 1986 (Cambridge Textbooks in Linguistics).
- Paul, Hermann: Deutsches Wörterbuch. 9., vollständig neu bearb. Aufl. von Helmut Henne und Georg Objartel unter Mitarbeit von Heidrun Kämper-Jensen. Tübingen 1992.
- Peilicke, Roswitha: Zur Verwendung der Modalverben /können/und /mögen/ in Leipziger Frühdrucken. In: Zum Sprachwandel in der deutschen Literatursprache des 16. Jahrhunderts. Studien - Analysen - Probleme. Hrsg. v. einem Autorenkollektiv unter der Leitung von Joachim Schildt. Berlin 1987, 325-383.
- Peilicke, Roswitha: Zur Verwendung der Modalverben /können/ und /mögen/ in der deutschen Literatursprache (1570-1730). In: Soziolinguistische Aspekte des Sprachwandels in der deutschen Literatursprache 1570-1730. Hrsg. v. Joachim Schildt. Berlin 1992, 343-416.
- Piaget, Jean: Theorien und Methoden der modernen Erziehung. Frankfurt 1974 (Fischer Taschenbuch 6263).
- Polenz, Peter von: Deutsche Satzsemantik. Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens. Berlin/New York 1985 (Sammlung Göschen 2226).
- Polenz, Peter von: Argumentationswörter. Sprachgeschichtliche Stichproben bei Müntzer und Forster, Thomasius und Wolff. In: Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien. Festschrift für Ludwig Erich Schmitt von seinen Marburger Schülern. Hrsg. v. Horst Haider Munske, Peter von Polenz, Oskar Reichmann, Reiner Hildebrandt. Berlin/New York 1988, 181-199.
- Polenz, Peter von: Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. 1: Einführung, Grundbegriffe, Deutsch in der frühbürgerlichen Zeit. Berlin/New York 1991 (Sammlung Göschen 2237).
- Raible, Wolfgang: Orality and Literacy. In: Schrift und Schriftlichkeit 1994, 1-17.
- Reichmann, Oskar: *Deutlichkeit* in der Sprachtheorie des 17. und 18. Jahrhunderts. In: Verborum Amor. Studien zur Geschichte und Kunst der deutschen Sprache. Festschrift für Stefan Sonderegger zum 65. Geburtstag. Hrsg. v.

- Harald Burger, Alois M. Haas, Peter von Matt. Berlin/New York 1992, 448-480.
- Reichmann, Oskar: Der rationalistische Sprachbegriff und Sprache, wo sie am sprachlichsten ist. In: *Alte Welten - neue Welten. Akten des IX. Kongresses der Internationalen Vereinigung für germanische Sprach- und Literaturwissenschaft (IVG)*. Bd. 1: Plenarvorträge. Hrsg. v. Michael S. Batts. Tübingen 1996, 15-31.
- Reichmann, Oskar: Sprachgeschichte: Idee und Verwirklichung. In: *BBRS 1998 (=Bd. 1)*, 1-41.
- Reiss, Angela: Schriftgeschichte und Denkentwicklung. Kassel 1986 (Projekt Konstitution von Inhalten Eigenständiges Lernen 6).
- Schieb, Gabriele: Der Verbkomplex aus verbalen Bestandteilen. In: *Zur Ausbildung der Norm der deutschen Literatursprache auf der syntaktischen Ebene (1470-1730). Der Einfauchsatz*. Hrsg. v. Gerhard Kettmann, Joachim Schildt. Berlin 1976, 39-234.
- Schildt, Joachim: Modalwörter in Leipziger Frühdrucken. In: *Zum Sprachwandel in der deutschen Literatursprache des 16. Jahrhunderts. Studien - Analysen - Probleme*. Hrsg. v. einem Autorenkollektiv unter der Leitung von Joachim Schildt. Berlin 1987, 385-431.
- Schildt, Joachim: Modalwörter im Frühneuhochdeutschen. Die Entwicklung ihres Bestandes. In: *Neuere Forschungen zur historischen Syntax des Deutschen. Referate der internationalen Fachkonferenz Eichstätt 1989*. Hrsg. v. Anne Betten. Tübingen 1990, 153-162.
- Schildt, Joachim: Zur Entwicklung des Modalwortbestandes in der deutschen Literatursprache (1570-1730). In: *Soziolinguistische Aspekte des Sprachwandels in der deutschen Literatursprache 1570-1730*. Hrsg. v. Joachim Schildt. Berlin 1992, 417-484.
- Schmidt, Jürgen Erich: Entwicklungstendenzen im Deutschen: Satzbau und Substantivgruppe. In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik*. Budapest 1993, 59-72.
- Scholes, Robert J./Willis, Brenda J.: Linguists, literacy, and the intensionality of Marshall McLuhan's *Western Man*. In: *Literacy and Orality 1991*, 215-235.
- Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. 2 Bde. Hrsg. v. Hartmut Günther, Otto Ludwig. Berlin/New York 1994 und 1996 (HSK 10).
- Schrodt, Richard: Die Opposition von Objektgenitiv und Objektsakkusativ in der deutschen Sprachgeschichte: Syntax oder Semantik oder beides? In: *PBB 114, 1992*, 361-394.
- Shepherd, Susan C.: From Deontic to Epistemic: An Analysis of Modals in the History of English, Creoles, and Language Acquisition. In: *Papers from the 5th International Conference on Historical Linguistics*. Ed. by Anders Ahlqvist. Amsterdam 1982, 316-323.

- Solms, Hans-Joachim: Der Gebrauch uneigentlicher Substantivkomposita im Mittel- und Frühneuhochdeutschen als Indikator kultureller Veränderung. (in diesem Band).
- Stephany, Ursula: Modality in First Language Acquisition: The State of the Art. In: *Modality in Language Acquisition*. Ed. by Norbert Dittmar, Astrid Reich. Berlin 1993, 133-144.
- Stötzl, Georg: Heinrich Bölls sprachreflexive Diktion. Sprachwissenschaftliche Interpretation eines Interviews. In: *LuD* 33, 1978, 54-74.
- Sweetser, Eve E.: From etymology to pragmatics. Metaphorical and cultural aspects of semantic structure. Cambridge 1990 (Cambridge Studies in Linguistics 54).
- Szagan, Gisela: Die Sprachentwicklung beim Kind. Eine Einführung. 5. Aufl. Weinheim 1993.
- Traugott, Elizabeth Closs: On the rise of epistemic meanings in English: An example of subjectification in semantic change. In: *Language* 65, 1989, 31-55.
- Traugott, Elizabeth Closs: Subjectification in grammaticalisation. In: *Subjectivity and subjectification*. Ed. by Dieter Stein, Susan Wright. Cambridge 1995, 31-54.
- Tregidgo, P. S.: Must and May: Demand and Permission. In: *Lingua* 56, 1982, 75-92.
- Untersuchungen zur semantischen Entwicklungsgeschichte der Modalverben im Deutschen. Hrsg. v. Gerd Fritz, Thomas Gloning. Tübingen 1997 (RGL 187).
- Valentin, Paul: Zur Geschichte der Modalisation im Deutschen. In: *Deutsch-Französische Germanistik. Mélanges pour Emile Georges Zink*. Hrsg. v. Sieglinde Hartmann, Claude Lecouteux. Göppingen 1984, 185-195.
- Vollrath, Hanna: Das Mittelalter in der Typik oraler Gesellschaft. In: *HZ* 233, 1981, 571-594.
- Weydt, Harald/Elke Hentschel: Ein Experiment zur Entwicklung der verbalen Interaktionsfähigkeit bei Kindern. In: *ZGL* 9, 1981, 326-336.